Nr.146 September 2013

SINN

UNSINN

INHALT

Angelika Wilmes: Sinn – Unsinn ..... S. 1
Bischof Casaldaliga: Brief an die brasilianischen Bischöfe ..... S. 6
Bitte an Erzbischof Zollitsch: Neues Messbuch nicht in Kraft setzen ..... S. 10
Demetrius: Nachrichten aus dem Projekt CPP ..... S. 13
Auszüge aus einem Interview mit Papst Franziskus ..... S. 15
Ludwig Wilmes: **Information zum neuen Zahlungsverkehr** ..... S. 21
Pastorin Silke Niemeyer: Vier Thesen zur Ökumene ..... S. 22
Stefan Jürgens: Ein neuer Papst: Warum ich mich freue ..... S. 23

TERMINE

Vorankündigung der **Einkehrtage 2014:** ..... S. 23

Papst Franziskus: Predigt auf Lampedusa ..... S. 23
Josef Bendfeld: Zum Tod von Bernd Honsel ..... S. 27
Wolfgang Nescovic: Obamas Drohnenkrieg – völkerrechtswidrig ..... S. 29
Hans Werners: Gerechter Krieg heute? ..... S. 31
Raimund Heidrich: »Herr, ich bin nicht würdig? ..... S. 33
FK-Erklärung 1990: Wiederheirat von Geschiedenen ..... S. 36
Angelika Wilmes: Notwendigkeit einer Theologie des Scheiterns ..... S. 40

DISKUSSION

Sinn-Unsinn

Entscheidend für unseren Lebenswillen

Wann finden wir unser Handeln, unsere Arbeit, sinnvoll? Was denken wir, wenn wir sagen: Ich möchte in meinem Beruf, meiner Freizeit, in meinem Leben etwas Sinnvolles zustandebringen? Was meinen wir eigentlich, wenn wir vom »Sinn« sprechen?

Existiert der Sinn unabhängig von uns Menschen wie etwa ein Gegenstand oder ein Lebewesen? Oder ist er gleichzusetzen mit unserer positiven Reaktion auf Menschen, Situationen und Gegenstände, die wir vorfinden? Oder ist es uns vielleicht aufgegeben, durch unser Handeln Sinn zu »schaffen«? Jeder, der sich diese oder ähnliche Fragen schon einmal gestellt hat, merkt bald: Dem Sinn ist mit Fragen, Erklärungen oder Definitionen nicht leicht beizukommen. Woran liegt das? Oder sollten wir lieber fragen: Was sagen uns Sprachlosigkeit und Vieldeutigkeit über den Sinn?

Schauen wir uns die Situationen an, in denen wir unabweisbar spüren: Jetzt – in diesem Moment – erlebe ich einen Augenblick voller Sinn: Wir erleben gelungene Begegnung und Kommunikation, getragen von Verständnis, Liebe oder Freundschaft.

Wir fühlen die enge Verbundenheit mit unseren Kindern, nehmen die Verantwortung auf uns für ihre schutzbedürftige Abhängigkeit, wenn sie klein sind, und erleben – hoffentlich – bleibende gegenseitige Zuneigung und Achtung, wenn sie erwachsen werden.

Wir lassen uns anrühren von Musik, von Literatur, von der jedes Jahr neuen Schönheit der Natur oder von der Atmosphäre in einem Gottesdienst, in dem wir uns angenommen und angesprochen fühlen.

Es sind oft nur Augenblicke, in denen sich uns schlagartig, aber überwältigend der Sinn in unserem Alltag erschließt. Weniger spürbar sind *die* Sinnerfahrungen, die uns täglich weitermachen lassen, die unsere Hoffnung nähren, wenn es uns nicht gut geht, die uns Streitigkeiten beilegen und Freundschaften wieder aufnehmen lassen. Unspektakuläre Sinner-

fahrungen sind auch die Kräfte, die es uns ermöglichen, unseren Alltag zu bewältigen, auch wenn Schwierigkeiten und Belastungen auftreten.

Eins wird angesichts solcher Beispiele deutlich:

Wir alle kennen Situationen oder Momente voller Sinn. Es fällt uns nicht schwer, den Sinn vom Unsinn oder auch nur von der Belanglosigkeit zu unterscheiden. Trotzdem lässt sich kaum mit wenigen Sätzen beschreiben, was das ist – Sinn. Vielleicht ist es gerade diese Schwierigkeit, die uns deutlich macht: Der Sinn ist mehr als unsere Emotionen: Glück, Freude, Zufriedenheit und Gelassenheit – so bewegend und erfüllend sie auch sein mögen. Gegenüber der Erfahrung: »Jetzt – in diesem Moment – bin ich mir sicher: Mein Leben mit all seinem Auf und Ab hat Sinn«, sind sie eher vordergründige Regungen. Jedes dieser Gefühle allerdings kann eine Sinnerfahrung begleiten.

Ich möchte mir jedoch nicht einreden lassen, dass Gefühle wie Trauer, Angst, Zorn oder auch Enttäuschungen und Misserfolge der Sinnerfahrung grundsätzlich im Wege stehen. Sie gehören zum Leben, können uns helfen, benachteiligte Menschen besser zu verstehen und aufmerksamer umzugehen mit den Gefühlen anderer, weil sie uns selbst nicht fremd sind.

Es muss also erneut gefragt werden: Was meinen wir, wenn wir vom Sinn sprechen? Was fühlen wir in den Augenblicken der Sinnerfahrung?

Ich glaube: Jeder, der eine Sinnerfahrung macht, erlebt sie als etwas grundsätzlich Positives, Bestärkendes und Überwältigendes. Der Sinn gibt unserem Leben die letzte überzeugende Begründung und Bestätigung, die uns trägt – sogar über schwierige Zeiten hinweg – vielleicht auch durch den Tod hindurch. Die Sinnerfahrung stützt unsere Hoffnung und unser Vertrauen darauf, dass unser Leben ein Ziel hat, das zu erreichen sich lohnt. Es scheint so zu sein: In Sinnerfahrungen lässt sich *Gott* finden.

Und der Unsinn?

Liest man die Zeitung, sieht man die Tagesschau, kann man sich dem Eindruck der ungeheuren Sinnlosigkeit von Naturkatastrophen und menschengemachter Zerstörung und Grausamkeit kaum entziehen. Oft ist es auch der »blinde« Zufall, der folgenreiche Tragödien verursacht. Lässt sich eine Welt als grundsätzlich sinnvoll erfahren, in der die unberechenbare Natur – viel häufiger aber die Bosheit der Menschen – oft sinnlos

wüten? Für viele Menschen lautet die Antwort: Nein!

Mit dem Vertrauen in den Sinn verhält es sich wie mit dem religiösen Glauben: Beides ist abhängig davon, ob ein Mensch in eine schützende Umwelt hineingeboren wurde, in eine verlässliche Gemeinschaft, in der Vertrauen wachsen konnte, weil es nicht enttäuscht wurde. Wem diese Startbedingungen fehlen, wer obendrein von allzu vielen Schicksalsschlägen getroffen wird, der findet nur schwer zu einer Weltsicht, die vom Vertrauen in den Sinn getragen ist. Für uns alle hält ja das Leben neben den Momenten der Zufriedenheit und des Glücks auch schwere Zeiten bereit, die das Vertrauen in den Sinn erschüttern. Nur die wenigsten überstehen solche Erfahrungen unverletzt und können sich den Glauben an den Sinn bewahren.

All diese Überlegungen haben noch keine Klarheit darüber gebracht, als was sich »der Sinn« letztendlich beschreiben lässt. Vielleicht ist das Wort »letztendlich« der Schlüssel zu dieser Frage: Der »Sinn« ist die unhintergehbare Letztbegründung unserer Lebenswirklichkeit. Definitionen und Beschreibungen sind nicht auf ihn anwendbar außer dem Begriff »sinn«voll. Es scheint, als positiver Grund und Halt unseres Lebens ist die Sinnerfahrung eine – zurückhaltende, und gerade deshalb angemessene Annäherung an die Wirklichkeit Gottes.

Wenn wir davon ausgehen, dass der Mensch ganz ohne vertrauenden Glauben – ohne Sinn – nicht weiterleben kann und will, drängt sich uns dann nicht unabweisbar die Frage auf, ob es unter uns Lebenden kaum »Ungläubige« in der eigentlichen Bedeutung des Wortes geben kann? Ist es nicht gerade unser Lebenswille, der unseren Glauben beweist?

A.W.

Brief von Bischof Casaldaliga an die brasilianischen Bischöfe

Liebe Brüder im Bischofsamt!

Wir drei sind pensionierte Bischöfe, die nach der Lehre des II. Vatikanischen Konzils bleibend zum Kollegium der Bischöfe gehören, obwohl wir nicht mehr Hirten einer Ortskirche sind. Zusammen mit dem Papst glauben wir, verantwortlich für die weltweite Gemeinschaft der katholischen Kirche zu sein.

Die Wahl von Papst Franziskus zum Hirtendienst für die Kirche, seine Botschaft von Umkehr und Erneuerung, seine beständigen Aufrufe zu mehr Einfachheit im Sinne des Evangeliums und zu größerem Eifer in der pastoralen Liebe zur ganzen Kirche freuen uns sehr. Wir waren auch von seinem jüngsten Besuch in Brasilien berührt, vor allem von seinen Worten an die Jugendlichen und an die Bischöfe. Er hat uns sogar den historischen Katakombenpakt in Erinnerung gerufen.

Erkennen wir Bischöfe, was dieser neue Horizont für die Kirche theologisch bedeutet? In einem Interview In Brasilien erinnerte der Papst an die berühmte mittelalterliche Maxime: »Ecclesia semper renovanda«.

Weil wir uns als Bischöfe für die katholische Kirche verantwortlich glauben, erlauben wir uns, Euch unsere Überlegungen vertrauensvoll aufzuschreiben mit der brüderlichen Bitte, darüber einen intensiveren Dialog anzustreben.

1. Die Theologie des Zweiten Vatikanischen Konzils über das Bischofsamt

Das Dekret »Christus Dominus« widmet das 2. Kapitel der Beziehung zwischen dem Bischof und der Ortskirche. Darin wird jede Dözese als »Teil des Gottesvolkes« – nicht nur als Territorium – bezeichnet, »in der die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche wahrhaft wirkt und gegenwärtig ist« *(CD 11)*; denn jede Lokalkirche ist nicht nur ein Stück der Kirche oder eine Filiale des Vatikans, sondern wirklich Kirche Christi. So bezeichnet sie das Neue Testament *(LG 22)*. Jede Ortskirche wird durch das Evangelium im Heiligen Geist versammelt, hat ihre eigene Zuständigkeit für den Dienst der Nächstenliebe, das heißt, für die Sendung, das Reich Gottes zu bezeugen und die Welt zu verändern. Diese Mission wird in der Eucharistie und in den Sakramenten zum Ausdruck gebracht. Sie wird in der Gemeinschaft mit ihrem Hirten, dem Bischof gelebt.

Diese Theologie gibt dem Bischof keinen Platz oberhalb oder außerhalb

der Kirche, sondern als einem Christen mitten in der Herde und mit einem Dienstamt für seine Geschwister. Auf der Basis dieser Eingliederung sind alle Bischöfe, ob Ortsbischof oder Emeritus, Weihbischof oder Bischof mit pastoralen Aufgaben ohne Diözese, als Träger der von Gott geschenkten Ordination Mitglieder des Bischofskollegiums und verantwortlich für die Katholizität der Kirche.

2. Notwendige Synodalität im XXI. Jahrhundert

Die Organisation des Papstamtes als zentralisierte monarchische Struktur wurde im Pontifikat Papst Gregors VII. im Jahre 1078 begründet. Während des ersten Jahrtausends des Christentums war der Primat des Bischofs von Rom in einer mehr kollegialen Gestalt organisiert und die Kirche hatte einen stärker synodalen Charakter.

Das II. Vatikanische Konzil hat die Kirche wieder dazu gebracht, das Bischofsamt als kollegiales Dienstamt zu verstehen. Diese Erneuerung stieß während des Konzils auf die Opposition einer Minderheit mit gegenteiliger Meinung. Das Thema wurde dann wirklich nicht angemessen behandelt. Darüber hinaus haben weder der Codex des Kanonischen Rechtes von 1983 noch Dokumente des Vatikans der Kollegialität ihren Rang zuerkannt, sondern engten deren Verständnis ein und bauten Hindernisse auf, sie auszuüben.

Das begünstigte die wachsende Macht der römischen Kurie und die Zentralisierung zu Lasten der nationalen wie kontinentalen Bischofskonferenzen und sogar der Bischofssynode, die dann nur noch beratende Funktion und keine Entscheidungskompetenz mehr hatte, obwohl doch diese Instanzen zusammen mit dem Bischof von Rom die höchste und volle Leitungsgewalt in Bezug auf die Gesamtkirche innehaben.

Nun scheint Papst Franziskus den Strukturen der katholischen Kirche und jeder unserer Diözesen wieder eine stärker synodale Organisation und kollegiale Gemeinsamkeit zurückgeben zu wollen. In diesem Sinne bildete er eine Kommission von Kardinälen aus allen Kontinenten, um eine mögliche Reform der Römischen Kurie zu prüfen. Um jedoch konkrete wirksame Schritte auf diesem Weg tun zu können – was ja bereits geschieht –, braucht er unsere entschiedene aktive Mitwirkung. Wir sollten uns gemäß unserem Selbstverständnis als Bischöfe daran beteiligen, nicht nur als bloße Ratgeber oder Helfer des Papstes, die ihm nur dann behilflich sind, wenn er das wünscht oder darum bittet, sondern als Hirten, die dazu beauftragt sind, gemeinsam mit dem Papst die Sorge für al-

le Kirchen zu tragen und die weltweite Gemeinschaft zu gewährleisten.

3. Das Fünfzig-Jahr-Gedenken des Konzils

In diesem historischen Augenblick, der auch mit dem Fünfzig-Jahr-Gedenken des Zweiten Vatikanischen Konzils zusammentrifft, ist der wichtigste Beitrag, den wir der Kirche bieten können, die aktive Übernahme unserer Sendung als Hirten, die das Priestertum des Neuen Testaments ausüben, nicht als Priester des alten Gesetzes, sondern als Propheten. Dies verpflichtet uns, effektiver mit dem Bischof von Rom zusammenzuarbeiten, indem wir unsere Ansichten zu den Themen, die einer pastoralen und theologischen Kritik bedürfen, in größerer Freiheit und Autonomie zum Ausdruck bringen. Wenn Bischöfe aus aller Welt ihre Pflicht zum Dialog mit entschiedenerer brüderlicher Freiheit und Verantwortung wahrnähmen und ihre Ansichten zu verschiedenen Themen freier äußerten, würden gewiss bestimmte Tabus gebrochen. Dann könnte die Kirche den Dialog mit der Menschheit wieder aufnehmen, den Papst Johannes XXIII. begonnen hatte und auf den Papst Franziskus verweist.

Wir haben jetzt die Gelegenheit, das Zweite Vatikanische Konzil zu aktualisieren, ein für alle Mal die Versuchung zu einer konstantinischen Christenheit hinter uns zu lassen, in einer vielgestaltigen und armen Kirche zu leben, mit ihrer Option für die Armen, mit ihrer Ekklesiologie der Mitbestimmung, der Befreiung, der Diakonie, der Prophetie, des Martyriums ... In einer ausdrücklich ökumenischen Kirche, in der Glaube und Politik zusammengehören, mit der Sorge für die Integration unseres Amerika, in der die Frauen zu ihrem vollen Recht kommen und entsprechend engstirnige Interpretationen einer irrigen Ekklesiologie verabschiedet werden.

Am Ende des Konzils vereinbarten einige Bischöfe – unter ihnen viele Brasilianer – in St. Domitilla den Katakombenpakt. Rund 500 Bischöfe folgten ihnen bei diesem radikalen und tiefgreifenden Engagement zur persönlichen Umkehr. Damit begann die mutige prophetische Rezeption des Konzils.

Heute denken viele Menschen in verschiedenen Teilen der Welt an einen neuen Katakombenpakt. Weil wir zu Eurem Nachdenken über die Kirche beitragen wollen, schicken wir Euch im Anhang den Text des Ersten Katakombenpaktes.

Der von Papst Franziskus denunzierte Klerikalismus ist dabei, dem Verständnis von Kirche die zentrale Bedeutung des Volkes Gottes zu rauben, obwohl doch ihre Mitglieder durch die Taufe zur Würde von »Pries-

tern, Propheten und Königen« erhoben wurden. Ebenso verhindert dieser Klerikalismus die führende Rolle der Männer und Frauen im Laiendienst, indem er dem Weihe-Sakrament eine Vorrangstellung gibt vor dem Sakrament der Taufe und vor der radikalen Gleichheit aller getauften Frauen und Männer in Christus.

Darüberhinaus wird es in der heutigen Welt, in der die Mehrheit der Katholiken in den Ländern des Südens – Lateinamerika und Afrika – lebt, immer wichtiger, der Kirche neben den üblichen Formen, die der okzidentalen Kultur angehören, ein anderes Aussehen zu geben. Wir müssen uns in unseren Ländern die Freiheit nehmen, die Sprache des Glaubens und der lateinischen Liturgie zu ent-okzidentalisieren, nicht um eine andere Kirche zu schaffen, sondern um die Katholizität der Kirche zu bereichern.

Schließlich steht unser Dialog mit der Welt auf dem Spiel. Zur Debatte steht auch das Bild, das wir der Welt von Gott geben und das wir durch die Art, wie wir sind, durch die Sprache unserer Gottesdienste und durch die Art und Weise unserer Pastoral bezeugen. Dieser Punkt sollte uns am stärksten besorgt machen und unsere ganze Aufmerksamkeit verlangen. In der Bibel bedeutete für das Volk Israel »zur ersten Liebe zurückzukehren« an Mystik und Spiritualität des Exodus wieder anzuknüpfen.

Mit unseren Kirchen in Lateinamerika, »zur ersten Liebe zurückzukehren« heißt, die Mystik des Reiches Gottes auf dem gemeinsamen Weg mit den Armen und im Dienst an ihrer Befreiung wieder aufnehmen. In unseren Diözesen darf die Sozialpastoral nicht bloßes Anhängsel der kirchlichen Organisation bzw. ein nachrangiger Bereich unserer Seelsorge sein. Im Gegenteil, Sozialpastoral macht uns zur Kirche, zu einer Versammlung, die durch den Heiligen Geist zusammengeführt wird, um davon Zeugnis abzulegen, dass das Reich Gottes anbricht, nach dem wir verlangen, wenn wir beten: »Dein Reich komme!«

Zweifelsohne ist der gegenwärtige Augenblick, vor allem für uns Bischöfe, mit aller Dringlichkeit die Zeit zum Handeln. Als Papst Franziskus sich beim Weltjugendtag an die Jugendlichen wandte und sie bei ihren Demonstrationen unterstützte, sagte er es so: »Ich möchte, dass die Kirche auf die Straße geht.« Das ist ein Echo auf die begeisterten Worte des Apostels Paulus an die Römer: »Es ist Zeit, vom Schlaf aufzustehen, ... es ist Zeit, die Waffen des Lichts anzulegen« *(Röm 13,11)*. So soll auch unsere Mystik und unsere tiefe Liebe sein. Seid in brüderlicher Freundschaft umarmt!

Eindringliche Bitte an Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, das derzeit geplante »Neue Messbuch« nicht in Kraft zu setzen

Immer wieder hat sich im Laufe der Jahrhunderte das Gottes- und Menschenbild gewandelt. Einhergehend damit muss sich auch das Sprechen von Gott wandeln, um von den Menschen heute (noch, beziehungsweise wieder) verstanden zu werden. Unser Sprechen von und mit Gott darf unsere von den Wissenschaften und Medien geprägte Lebenswelt nicht außer Acht lassen, damit wir mit unseren Gemeinden authentisch beten können.

Für uns Priester und Diakone wird es besonders schwierig, wenn wir Textformulierungen benutzen sollen, hinter denen wir nur schwer stehen können, weil sie aufgrund ihrer theologischen Formulierungen missverstanden und damit falsch interpretiert werden können (z. B. »Opfersprache«). Wir können nur das glaubwürdig weitergeben, was wir selbst glauben.

Wir wollen das neue Messbuch, das dem Glauben aller Menschen dient und ihn fördert, gerne benutzen können. Es soll darin zum Ausdruck kommen, dass wir Menschen in allererster Linie als von Gott Geliebte wertvoll und würdig sind. Nicht an unserer Schuld und an unseren Sünden werden wir gemessen, da ER uns würdig gemacht hat am Kreuz durch seine Lebenshingabe.

Wir brauchen ein Messbuch, das theologisch und sprachlich von hoher Qualität ist, damit es den Glauben und das Leben der feiernden Gemeinschaft stärkt und fördert. Ähnliches gilt auch für andere liturgische Texte. Wir befürchten ansonsten eine Spaltung innerhalb der Priesterschaft zwischen denen, die aufgrund ihrer Gewissensentscheidung zu anderen Texten greifen, und denen, die die vorgeschriebenen Texte verwenden – sei es gegen ihre Überzeugung oder auch nicht.

Deshalb richten wir die dringende Bitte an unseren Erzbischof, das zurzeit geplante neue Messbuch für unsere Diözese nicht in Kraft zu setzen.

Vielmehr unterstützen wir den Vorschlag, zunächst eine Studienausgabe des neuen Messbuches zu veröffentlichen – ähnlich wie bei der Einführung des Breviers. Dabei sollen in einem offenen Dialog alle Betroffenen – Vorsteher und Gemeinde – zur Sprache kommen können und die Gelegenheit haben, Verbesserungsvorschläge einzubringen.

Mit meiner Unterschrift unterstütze ich dieses Anliegen.

Liebe Mitbrüder!

Die Sprache prägt unser Handeln und unsere Verkündigung in der Pastoral nachhaltig. Um von den Menschen verstanden zu werden, müssen wir eine verständliche Sprache sprechen, nicht nur im täglichen Umgang mit den Menschen, sondern auch in der Liturgie.

Da schon im Herbst das revidierte deutsche Messbuch vorgelegt und verabschiedet werden soll, beschäftigte sich auf der Tagung in Offenburg am 4.6.2013 eine Arbeitsgruppe von Priestern und Diakonen mit den Themen »neues Messbuch« und »theologische Sprache«. Dabei wurde deutlich, dass es Grundvoraussetzung der Verkündigung ist, von den Menschen überhaupt noch verstanden zu werden. Sprache und Theologie haben sich im Laufe der Zeit verändert und gewandelt. Die Folge ist, dass sehr viele Glaubensformulierungen heute von den Menschen nicht mehr verstanden bzw. angenommen werden können. Viele Menschen finden sich, ihr Leben und ihre Themen in den Glaubensaussagen von früher nicht mehr wieder. Sie wenden sich von der Kirche ab und anderen (Heils-)Angeboten zu.

Daher ist es naheliegend, dass diese veränderte Sprech- und Denkweise auch alle liturgischen Texte prägen sollte, insbesondere auch das neue Messbuch. Wir wollen es gerne benutzen können.

In »Christ in der Gegenwart« *(Jg. 65, Nr.11, S. 143ff)* äußert Stephan U. Neumann unter der Überschrift »Messbuch Latein – nur auf Deutsch –« deutlich Kritik an der geplanten Neuübersetzung, die eine zu starke Nähe zur Ausgangssprache Latein auf Kosten der von den Menschen heute gesprochenen Sprache aufweist. Aus Pressemeldungen ist zu entnehmen, dass das revidierte deutsche Messbuch in der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz möglicherweise zur Verabschiedung auf der Tagesordnung steht.

Gerade in der Frage der getreuen Übersetzung gilt das Wort des Apostels Paulus: »Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig!« Wir brauchen dringend eine Sprache, die heutige Menschen in ihrem Glauben stärkt und den Dialog mit

Gott im Gebet ermöglicht. Nur so können sie aktiv an der Liturgie teilnehmen. Das II. Vat. Konzil mahnt in SC eine »participatio facilis« und eine »participatio conscia« an. Eine »leichte« und »bewusste« Teilnahme ist jedoch nur dann möglich, wenn die Sprache der Liturgie nicht zu weit weg ist von der Sprache und dem Empfinden der Menschen und zu wenig poetisch und inspirierend wirkt.

Ein neues Messbuch, das diese Schwierigkeiten statt sie abzuarbeiten noch verstärkt, wird voraussichtlich von vielen Priestern (aus Gewissensgründen) abgelehnt und von den Gemeinden nicht akzeptiert und verstanden werden. Es wird nicht zu größerer Einheit in der Kirche führen, sondern Spaltung hervorrufen und »Wildwuchs« fördern.

Papst Franziskus hat in den wenigen Tagen seines Pontifikates deutliche Zeichen gesetzt, die auf ein kollegialeres Miteinander mit den Bischöfen und auf das Ende des überzogenen römischen Zentralismus hoffen lassen.

Als Kardinal hat er sich zur Einheit in der Vielfalt folgendermaßen geäußert:

»In der Kirche bewirkt der Heilige Geist die Harmonie. Einer der ersten Kirchenväter schrieb, dass der Heilige Geist »ipse harmonia est«: Er selbst ist Harmonie. Er allein ist zugleich Urheber der Einheit und der Vielfalt. Der Geist allein bewirkt Verschiedenheit, Vielfalt, und gleichzeitig Einheit. Denn wenn wir es sind, die Verschiedenheit machen, kommt es zu Schismen, und wenn wir es sind, die die Einheit wollen, kommt es zur Uniformität und Gleichschaltung.«

»Das Ausharren im Glauben impliziert das Hinausgehen. Denn gerade dadurch, dass man im Herrn bleibt, geht man aus sich selbst heraus. Paradoxerweise gerade dann, wenn man bleibt, ändert man sich, weil man gläubig ist. Man bleibt nicht gläubig, wenn man wie die Traditionalisten oder die Fundamentalisten am Buchstaben klebt. Treue ist immer Änderung, Aufkeimen, Wachstum. Der Herr bewirkt eine Änderung in dem, der ihm treu ist. Das ist die katholische Glaubenslehre.« *(Quelle: http://www.30giorni.it/articoli_id_16590_l5.htm)*

Aufgrund dieser Überlegungen haben die Teilnehmer der Offenburger Tagung mit großer Mehrheit beschlossen, die Priester und Diakone unserer Erzdiözese um ihre Unterstützung in diesem Anliegen *(s. Anlage)* zu bitten. Mit Ihrer Unterschrift bringen sie zum einen Ihre Sorge um eine immer größer werdenden Kluft zwischen der Alltagserfahrung der Menschen von heute einerseits und dem Glauben andererseits zum Ausdruck; außerdem setzen sie sich dafür ein, dass durch uns und unser Reden und Handeln die Menschen wieder näher an die Quellen und Ursprünge des Glaubens und Lebens geführt werden können. In diesem Sinn bitten wir Sie um Unterstützung dieses so wichtigen Anliegens.

Mit kollegialen Grüßen

Nachrichten aus dem Straßenkinderprojekt CPP

In Recife gibt es zurzeit viele Baustellen zur Vorbereitung der Fußballweltmeisterschaft, aber an der Realität der Armut ändert sich nichts. Manchmal habe ich den Eindruck, dass sich niemals etwas ändern wird, da unseren politischen Autoritäten die notwendige Verantwortlichkeit fehlt, um die Würde unserer Menschen im Land zu garantieren.

Mit unserm Projekt *(CPP)* betreuen wir in unserm Gebäude im Zentrum der Stadt nach wie vor im Monat ca. 285 Kinder und Jugendliche. Und im »Sitio«, dem kleinen Landgut außerhalb der Stadt, waren es in den ersten sechs Monaten dieses Jahres ca. 156 drogenabhängige Jugendliche. Sie sind ein sehr »delikater Personenkreis«, da sie wegen ihrer Drogenabhängigkeit mit dem Tod bedroht werden durch mörderische Todesschwadronen und Drogenhändler. Es bedarf keines Wortes: Mit diesem Personenkreis zu arbeiten bedarf einer äußersten Vorsicht und ist gefährlich. – Was uns trägt, ist allein die Hoffnung.

Am 21. Juni erreicht uns angesichts der Proteste in Brasilien der folgende »Aufschrei« von Demetrius: »Ich bin empört, aufgebracht!«

Unser Land befindet sich im Moment in großem Aufruhr, in jeder Stadt sind Demonstrationen auf den Straßen, wo gegen die Erhöhung der Preise für Bustickets protestiert wird, und diese werden mit heftiger Polizeigewalt zurechtgewiesen.

Wir leben in Brasilien, und wir wissen,, wie es ist Brasilianer zu sein. In diesem Land gibt es Gerechtigkeit für wenige und Ungerechtigkeit für Millionen von Brasilianern; wir leben, um Steuern zu zahlen, eine der höchsten Steuern der Welt.

Der Confederations Cup und die bevorstehende WM schaffen einen Geist des Aufruhrs bei den Brasilianern. Sie gehen auf die Straßen, um zu protestieren: gegen die Investitionen von Millionen von Reais in die Infrastruktur der Stadien, die Modernisierung des Transportsystems. Sie wollen der Welt zeigen, dass Brasilien ein Entwicklungsland in der Entwicklung ist, dass aber die Realität eine völlig andere ist, als die, die von den Medien verbreitet wird.

Die Bauarbeiten zur Weltmeisterschaft sind das Abbild der privaten Interessen und führen zu erhöhten Steuern, während Millionen von Kindern

die Schule nicht besuchen, ein unwürdiges Leben führen, in Favelas leben. Ihre Eltern sind aufgrund von Armut marginalisiert; die Vaterfigur existiert in vielen Fällen nicht. Was für diese Bevölkerungsgruppe bleibt, sind die Krümel eines bankerotten Programms »fome zero«, Null Hunger, oder »bolsa família«, eine Sozialhilfe für Familien in Form eines Stipendiums. Das ist leider keine wirksame Staatsbürgerschaft.

Es ist empörend für unsere Schulen, unsere Universitäten, zu wissen, dass unseren Behörden BILDUNG nicht wichtig ist, denn Bildung fördert das Bewusstsein und den Kampfgeist für soziale Gerechtigkeit.

Es ist empörend, dass unsere Politik, unsere Politiker, unsere Polizei, unsere öffentlichen Krankenhäuser, unsere Gefängnisse, die Grundbesitzer, eine gerechte Landreform verweigern. Brasilien spendet Geld an andere arme Länder, während unser brasilianischer Nordosten bittere Dürre und Hungersnot erleidet, die bereits etwa 18 Millionen Rinder getötet hat.

In unserem Projekt wollen unsere Mädchen schwanger werden, nur um innerhalb dieser sozialen Programme und mit Verbitterung für den Rest ihres Lebens in der Welt der Armut zu überleben. Es ist empörend zu wissen, dass sich Jungen und Mädchen für wenig prostituieren, während sie vom brasilianischen Staat davor bewahrt werden sollten durch gewährleistete Bildung, Nahrung und Sicherheit. Innerhalb dieser Situation taucht CRACK auf, die Droge, die sie in die Hölle verdammt.

Es ist viel GLAUBEN notwendig, dass sich diese Situation eines Tages ändern könnte. Ich zum Beispiel arbeite seit vielen aufeinanderfolgenden Jahren in der Gemeinschaft der kleinen Propheten, um den Traum von Würde zu geben, biete der Öffentlichkeit auf der Straße die Möglichkeit an, ihre Staatsbürgerschaft zu verwirklichen, aber leider ist das nicht im Interesse des Staates.

Die Regierung des Bundesstaates Pernambuco definiert nicht, ob sie eine Partnerschaft mit der CPP weiterhin fortsetzen wird, einfach weil wir für die Regierung keine positiven Ergebnisse .... Das ist empörend!

Und es ist dieses Gefühl der Empörung was mich leitet, welches auch in den Köpfen von Millionen brasilianischer Kämpfer ist, mutig auf die Straßen der großen Städte zu gehen, um zu sagen, dass genug öffentliche Gelder ausgeben wurden, dass am Ende wir über die Steuern die Schulden zahlen.

Papst Franziskus gut 100 Tage im Amt

Richtungswechsel oder nur Stilwechsel?

Erklärung der Initiative »Ökumene 2017«

Bei der Gründung der Initiative »Ökumene 2017« im Mai 2010 spielten die Wiederaufnahme der Piusbrüder in die römische Kirche, der unterschätzte Einfluss des Opus Dei, eine rückwärtsgewandte Theologie sowie der »schöne Schein« der römischen Kurie eine zentrale Rolle. Dies alles symbolisierte sich in den roten Lackschuhen Benedikts XVI. und der Auswahl seines Privatsekretärs Georg Gänswein, dem Mittelsmann zum Opus Dei. Unsere Kirchenkritik bezog sich zentral auf dieses fragwürdige Machtgebaren der römischen **Kurien**-Kirche. Mit dieser barocken Hofhaltung, einer weltfremden Pastoral und der Vertuschung kurialer Skandale scheint Papst Franziskus Schluss machen zu wollen. Jedenfalls nennt er die »Dinge beim Namen« (Homosexuelle Gruppen in der Kurie, Korruption etc.).

Bisher sind das Worte und Ankündigungen. Aber der Satz des Papstes: »Mit dem Karneval ist es nun vorbei!« bei der Einkleidung nach seiner Wahl, als er die purpurne Mozetta zurückwies, spricht Bände. Ebenso sein Satz: »Das Evangelium sind die Armen!« Und die Tatsache, dass Franziskus auch räumlich Distanz zur Kurie und zum Papstpalast hält und weiterhin im vatikanischen Gästehaus wohnt, lässt hoffen. Sympathisch ist auch sein Rat an den südamerikanischen CLAR-Vorstand, Briefe von der römischen Glaubenskongregation nicht zu ernst zu nehmen.

Natürlich braucht die römische Kurienkirche eine Strukturreform – vor allem des Kirchenrechts. Und ein dogmatisiert unfehlbarer Papst wird dem Selbstverständnis eines Papst Franziskus hoffentlich auch widersprechen. Für unsere Initiative »Ökumene 2017«, die das Leitbild einer bescheidenen Kirche im Sinne Jesu vor Augen hat, ist diese neue Haltung des Papstes nach Paul VI., Johannes Paul II. und vor allem Benedikt XVI. immerhin eine erstaunliche Kurskorrektur, die wir sehr begrüßen. Natürlich werden wir weiterhin die Verwirklichung der Essentials unserer Reformanliegen (Gleichberechtigung der Frauen, Ökumene, Erneuerung der Sexualmoral etc.) konsequent verfolgen. Aber dieser Stil- und Denkwechsel, von Papst Franziskus in den ersten einhundert Tagen seiner Amtszeit eingebracht und auch persönlich verkörpert, hat unseren vollen Respekt.

Vielleicht beeindruckt ja dieser neue »Stil« auch solche (deutschen) Bischöfe, die dem alten Papst nicht nur in der »Kleiderfrage« so nahe standen.

Für den Vorstand: Bruno Hessel, Ennepetal, den 17. Juni 2013

Ökumene 2017 e. V., Postfach 4024, 58247 Ennepetal
www.oekumene-2017.de, info@oekumene-2017.de, Tel: 02333 631273

HuK Ökumenische Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche e.V.

Christliche Homosexuelle: **Papst braucht noch mehr Mut**
Ökumenische Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche (HuK) e.V.
zu Interview-Aussagen von Papst Franziskus

Papst Franziskus hat bei einem Pressegespräch daran erinnert, dass Homosexuelle von der katholischen Kirche nicht ausgegrenzt werden, sondern dass sie in die Gesellschaft integriert werden müssen. In erfrischender Offenheit und mit verständlichen Worten spricht der Papst über dieses Thema, das die Kirche in den letzten Jahren zu heftigen Kontroversen treibt. Mit der Aussage »Wenn jemand homosexuell ist und guten Willens nach Gott sucht, wer bin ich, darüber zu urteilen?« erinnert das Kirchenoberhaupt daran, dass die Kirche Menschen begleiten muss und nicht nur urteilen darf.

Die Ökumenische Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche begrüßt die Wortwahl und die Haltung des neuen Papstes. »Stagnation und kirchenpolitischer Rückschritt der letzten 35 Jahre brechen langsam auf«, sagt Markus Gutfleisch, Sprecher der Gruppe. Gutfleisch begrüßt es auch, dass der Papst zwischen der sexuellen Orientierung und der wie auch immer gearteten »Gay Lobby« im Vatikan unterscheidet. Der HUK-Sprecher stellt aber auch fest, dass »das Kirchenoberhaupt immer noch Lesben, Schwule und Bisexuelle ausgrenzt, die ihre Sexualität in Verantwortung vor Gott leben. Liebe, Achtung und Fürsorge, die in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften gelebt werden, verdienen den Respekt der Kirche.«

Katholische Lesben, Schwule, Bisexuelle und TransMenschen erwarten von ihrer Kirche, dass sie die theologische Diskussion auf christlichem Niveau führt. Die Verurteilung von Lesben, Schwulen und Bisexuellen, die ihre Sexualität leben, ist theologisch nicht überzeugend und widerspricht der Mitte des christlichen Glaubens. Wenn Papst Franziskus einen neuen Umgang mit Themen möchte, mit denen sich die katholische Kirche bisher schwertut, so ist die Ökumenische Arbeitsgruppe »Homosexuelle und Kirche» ganz auf seiner Seite. Seinen Worten müssen Taten folgen, was im Klartext heißt: Eine Akzeptanz der gelebten Homosexualität ist ebenso notwendig wie eine Neuausrichtung der gesamten katholischen Sexualmoral. Es sei auch sehr erstaunlich, dass so viel von Schwulen und von schwulen Priestern die Rede sei. Wieder mal spielen die Glaubens- und Lebenserfahrungen von Frauen und von Nicht-Klerikern in der kirchlichen Debatte eine untergeordnete Rolle.

Kontakt: Markus Gutfleisch, Pressesprecher Ökumenische Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche (HuK) e.V. Tiefer Pfad 18 45657 Recklinghausen

02361 91 51 962 0151 112 63 998

Ein Interview in unbekannten Zeitschriften hat es in die Hauptnachrichten geschafft – und das ohne spektakulären Auftritt, ohne skandalträchtige oder missverständliche Gesten und Worte. Erstaunlich angesichts einer eventfixierten Berichterstattung – ein Zeichen aber auch, dass ungewohnte Töne, überzeugend vorgetragen, doch noch wahrgenommen werden. Die nachfolgenden Zitate sind wörtlich, aber in Auswahl wiedergegeben.

Auszüge aus einem Interview mit Papst Franziskus

Zum persönlichen Lebensstil

»Ich sehe mich nicht als einsamer Priester: Ich brauche Gemeinschaft. Und das wird aus der Tatsache verständlich, dass ich hier in Santa Marta wohne: Das Zimmer, in dem wir uns jetzt befinden, war ein Gästezimmer. Ich habe mich entschieden, hier, im Zimmer 201, zu wohnen, weil ich, als ich die päpstliche Wohnung in Besitz nahm, in mir ein deutliches »Nein« spürte. Das päpstliche Appartement im Apostolischen Palast ist nicht luxuriös. Aber letztendlich gleicht es einem umgekehrten Trichter. Es ist groß und geräumig, aber der Eingang ist wirklich schmal. Man tritt tropfenweise ein. Das ist nichts für mich. Ohne Menschen kann ich nicht leben. Ich muss mein Leben zusammen mit anderen leben.«

Zum Führungsstil

»Viele meinen zum Beispiel, dass Veränderungen und Reformen kurzfristig erfolgen können. Ich glaube, dass man immer genügend Zeit braucht, um die Grundlagen für eine echte, wirksame Veränderung zu legen.

Ich misstraue Entscheidungen, die improvisiert getroffen wurden. Ich misstraue immer der ersten Entscheidung, das heißt, der ersten Sache, die zu tun mir in den Sinn kommt. Sie ist im Allgemeinen falsch. Ich muss warten, innerlich abwägen, mir die nötige Zeit nehmen.

Mein Führungsstil als Jesuit hatte anfangs viele Mängel.

Ich musste mich mit sehr schwierigen Situationen auseinandersetzen und traf meine Entscheidungen auf sehr schroffe und persönliche Weise. Ja, aber etwas muss ich doch noch hinzufügen: Wenn ich einer Person eine Sache anvertraue, habe ich totales Vertrauen zu dieser Person. Sie muss wirklich einen sehr schweren Fehler begehen, damit ich sie aufgebe. Dessen ungeachtet sind die Menschen des Autoritarismus überdrüssig. Meine autoritäre und schnelle Art, Entscheidungen zu treffen, hat mir ernste Probleme und die Beschuldigung eingebracht, ultrakonservativ zu sein. Ich habe eine Zeit großer innerer Krise durchgemacht.

Mit der Zeit habe ich vieles gelernt.

Und nun höre ich gewisse Personen, die mir sagen: ‚Man soll nicht zuviel beraten, sondern entscheiden.' Ich glaube jedoch, dass die Konsultation sehr wichtig ist. Die Konsistorien und die Synoden sind zum Beispiel wichtige Orte, um diese Konsultation wahrhaftig und aktiv durchzuführen. Man sollte sie in der Form allerdings weniger starr gestalten. Ich wünsche mir wirkliche, keine formellen Konsultationen.«

Zum Kirchenbild

»Das Bild der Kirche, das mir gefällt, ist das des heiligen Volkes Gottes. Die Definition, die ich oft verwende, ist die der Konzilserklärung »Lumen gentium«. Und die Kirche ist das Volk Gottes auf dem Weg der Geschichte – mit seinen Freuden und Leiden. Fühlen mit der Kirche bedeutet für mich, *in* dieser Kirche zu sein. Und das Ganze der Gläubigen ist unfehlbar im Glauben. Diese Kirche, mit der wir denken und fühlen sollen, ist das Haus aller – keine kleine Kapelle, die nur ein Grüppchen ausgewählter Personen aufnehmen kann. Wir dürfen die Universalkirche nicht auf ein schützendes Nest unserer Mittelmäßigkeit reduzieren. Und die Kirche ist Mutter. Die Kirche ist fruchtbar, und das muss sie sein.«

Zur Kirchenreform

»Die organisatorischen und strukturellen Reformen sind sekundär, sie kommen danach. Die erste Reform muss die der Einstellung sein. Die Diener des Evangeliums müssen in der Lage sein, die Herzen der Menschen zu erwärmen, in der Nacht mit ihnen zu gehen. Sie müssen ein Gespräch führen und in die Nacht hinabsteigen können, in ihr Dunkel, ohne sich zu verlieren. Das Volk Gottes will Hirten und nicht Funktionäre oder Staatskleriker. Die Bischöfe speziell müssen Menschen sein, die geduldig die Schritte Gottes mit seinem Volk unterstützen können, so dass niemand zurückbleibt. Sie müssen die Herde auch begleiten können, die weiß, wie man neue Wege geht.

Statt nur eine Kirche zu sein, die mit offenen Türen aufnimmt und empfängt, versuchen wir, eine Kirche zu sein, die neue Wege findet, die fähig ist, aus sich heraus und zu denen zu gehen, die nicht zu ihr kommen, die ganz weggegangen oder die gleichgültig sind. Die Gründe, die jemanden dazu gebracht haben, von der Kirche wegzugehen – wenn man sie gut versteht und wertet – können auch zur Rückkehr führen. Es braucht Mut und Kühnheit.«

Zur Sexualmoral

»Wir können uns nicht nur mit der Frage um die Abtreibung befassen, mit homosexuellen Ehen, mit Verhütungsmethoden. Das geht nicht. Die Lehren der Kirche – dogmatische wie moralische – sind nicht alle gleichwertig. Eine missionarische Seelsorge ist nicht davon besessen, ohne Unterscheidung eine Menge von Lehren aufzudrängen. Eine missionarische Verkündigung konzentriert sich auf das Wesentliche, auf das Nötige. Das ist auch das, was am meisten anzieht, was das Herz glühen lässt – wie bei den Jüngern von Emmaus. Wir müssen also ein neues Gleichgewicht finden, sonst fällt auch das moralische Gebäude der Kirche wie ein Kartenhaus zusammen, droht, seine Frische und den Geschmack des Evangeliums zu verlieren. Die Verkündigung des Evangeliums muss einfacher sein, tief und ausstrahlend. Aus dieser Verkündigung fließen dann die moralischen Folgen.«

Zum Verhältnis Rom – Ortskirchen

»Die römischen Dikasterien – Kongregationen, Räte und die anderen Ämter – stehen im Dienst des Papstes und der Bischöfe. Sie müssen den Ortskirchen helfen oder den Bischofskonferenzen. Es sind Einrichtungen des Dienstes. In Einzelfällen, wenn man sie nicht richtig versteht, laufen sie Gefahr, Zensurstellen zu werden. Es ist eindrucksvoll, die Anklagen wegen Mangel an Rechtgläubigkeit, die in Rom eintreffen, zu sehen. Ich meine, dass diese von den Bischofskonferenzen untersucht werden müssen, die ihrerseits eine Hilfe aus Rom bekommen können. Die Fälle werden besser an Ort und Stelle behandelt. Die römischen Dikasterien sind Vermittler, sie sind nicht autonom.«

Zur Ökumene

»In den ökumenischen Beziehungen ist dies wichtig, das, was der Geist in den anderen gesät hat, nicht nur besser zu kennen, sondern vor allem auch besser anzuerkennen als ein Geschenk auch an uns.«

Zum Thema »Frau in der Kirche«

»Die Frau ist für die Kirche unabdingbar. Maria – eine Frau – ist wichtiger als die Bischöfe. Ich sage das, denn man darf Funktion und Würde nicht verwechseln. Man muss daher die Vorstellung der Frau in der Kirche vertiefen. Man muss noch mehr über eine gründliche Theologie der Frau arbeiten. Nur wenn man diesen Weg geht, kann man besser über die Funktion der Frau im Inneren der Kirche nachdenken. Der weibliche Genius ist nötig an den Stellen, wo wichtige Entscheidungen getroffen werden. Die Herausforderung heute ist: reflektieren über den spezifischen Platz der Frau gerade auch dort, wo in den verschiede-

nen Bereichen der Kirche Autorität ausgeübt wird.«

Zum zweiten Vaticanum

»Das Zweite Vatikanum war eine neue Lektüre des Evangeliums im Licht der zeitgenössischen Kultur. Es hat eine Bewegung der Erneuerung ausgelöst, die aus dem Evangelium selbst kommt. Die Früchte waren enorm. Es reicht, an die Liturgie zu erinnern.

Eines ist klar: Die Dynamik der aktualisierten Lektüre des Evangeliums von heute, die dem Konzil eigen ist, ist absolut unumkehrbar. Dann gibt es da spezielle Fragen wie die Liturgie nach dem »Alten Ritus«. Ich denke, dass die Entscheidung von Papst Benedikt weise gewesen ist. Ich finde aber das Risiko einer Ideologisierung des »Ordo Vetus«, seine Instrumentalisierung, sehr gefährlich.«

Zum Thema »Wahrheit und Irrtum«

»Beim Suchen und Finden Gottes in allen Dingen bleibt immer ein Bereich der Unsicherheit. Er muss da sein. Wenn jemand behauptet, er sei Gott mit absoluter Sicherheit begegnet und nicht berührt ist von einem Schatten der Unsicherheit, dann läuft etwas schief. Für mich ist das ein wichtiger Erklärungsschlüssel. Wenn einer Antworten auf alle Fragen hat, dann ist das der Beweis dafür, dass Gott nicht mit ihm ist. Das bedeutet, dass er ein falscher Prophet ist, der die Religion für sich selbst benützt.

Wenn der Christ ein Restaurierer ist, ein Legalist, wenn er alles klar und sicher haben will, dann findet er nichts. Die Tradition und die Erinnerung an die Vergangenheit müssen uns zu dem Mut verhelfen, neue Räume für Gott zu öffnen. Wer heute immer disziplinäre Lösungen sucht, wer in übertriebener Weise die »Sicherheit« in der Lehre sucht, wer verbissen die verlorene Vergangenheit sucht, hat eine statische und rückwärts gewandte Vision. Auf diese Weise wird der Glaube eine Ideologie unter vielen. Ich habe eine dogmatische Sicherheit: Gott ist im Leben jeder Person. Gott ist im Leben jedes Menschen. Auch wenn das Leben eines Menschen eine Katastrophe war.

Man wächst im Verständnis der Wahrheit. Die Exegeten und die Theologen helfen der Kirche, im eigenen Urteil zu wachsen. Auch die anderen Wissenschaften und ihre Entwicklung helfen der Kirche bei diesem Wachstum des Verständnisses. Es gibt zweitrangige kirchliche Normen und Vorschriften, die früher einmal effizient waren, die aber jetzt ihren Wert und ihre Bedeutung verloren haben. Die Sicht der Kirche als Monolith, der ohne jeden Abstrich verteidigt werden muss, ist ein Irrtum.«

Wichtige Information zum neuen Zahlungsverkehr ab Februar 2014

Liebe Mitglieder, liebe Freunde des FK!

Ab 1. Februar 2014 wird europaweit der Zahlungsverkehr umgestellt. Das Beitragskonto und die Spendenkonten des FK bekommen eine neue Nummer (IBAN), gleichfalls das Kreditinstitut (BIC). Für den FK sieht das so aus:

DKM: BIC: GENODEM1DKM

Beitrag: IBAN: DE69 4006 0265 0003 799700

Brasilien: IBAN: DE42 4006 0265 0003 799701

Amparo: IBAN: DE15 4006 0265 0003 799702

Demetrius: IBAN: DE31 4006 0265 0003 799705

Ihre eigene IBAN finden Sie auf Ihrem Kontoauszug.

Eine Zahlkarte mit der neuen Kontonummer für den Beitrag 2014 liegt den nächsten FK-Informationen bei.

Die Mitglieder, die ihren Beitrag per Einzugsermächtigung zahlen, werden gesondert angeschrieben und gebeten, diesen auf andere Weise zu entrichten.

Vier Thesen zur Ökumene

1. Je größer die Angst um die eigene Zukunft als Institution ist, desto größer die Neigung zur Abgrenzung gegeneinander. Die Selbstbespiegelung der Kirchen steht der Ökumene im Weg. Ebenso die Fixierung auf die Tischgemeinschaft. Kirchen, die von sich selbst absehen, sind freier einander in den Blick zu nehmen.

2. Vor dem gemeinsamen Mahl muss der gemeinsame Hunger nach Gerechtigkeit spürbar sein. Daraus ist die Kommunion ursprünglich entstanden – nicht als spiritueller Ritus, sondern als Abbildung einer gerechten Welt, in der niemand ausgegrenzt und jeder satt wird. Vor der Ökumene am Altar steht die Ökumene im Alltag, die gemeinsame, solidarische Praxis mit und für die Menschen, egal ob sie der Kirche angehören oder nicht. Die Aufregungen um erlaubte oder verweigerte Tischgemeinschaft sind längst ritualisiert und ein Nebenschauplatz der eigentlichen Glaubensfragen.

3. Es gibt eine Ökumene der kirchlich Enttäuschten, Verständnislosen, denen das Trennende zwischen den Konfessionen nicht mehr plausibel zu machen ist. Die Ökumene könnte dadurch belebt werden, dass man sie fragt, was sie suchen, glauben, hoffen. Das ökumenische Gespräch ist dann nicht das Gespräch der Kirchen miteinander, sondern das gemeinsame Gespräch mit den Fernstehenden.

4. Könnte es sein, dass es der Ökumene gut täte, die Ökumene vorerst nicht mehr zum Thema zu machen, sondern sich gemeinsam der Tagesordnung der Welt zuzuwenden? (Ökumene nicht als Metathema, sondern als Prozess, der sich ergibt, wenn man sich aus evangelischer und katholischer Perspektive den Fragen stellt, die die ganz weltlichen Themen der Gegenwart vorgeben.)

Silke Niemeyer, Recklinghausen, 18. Juli 2013

Ein neuer Papst! – Warum ich mich freue

Stefan Jürgens

Habemus Papam! Ich freue mich über neuen Papst. Warum? Hier in aller Kürze:

1. Er ist Nichtitaliener und kein Kurialer. Also kein angepasster Karrierist. Er hat den inneren Abstand zu manchen eitlen Machtspielchen und kann deshalb am ehesten die Kurie reformieren.

2. Er ist Südamerikaner – gleichwohl mit italienischen Wurzeln, das macht es den Italienern leichter. Er hat ein Herz für die Armen und weiß, was Laien alles können, zum Beispiel auch Gemeinden leiten.

3. Er ist Jesuit. Also eine Mischung aus Intellektualität und Volksnähe, aus Spiritualität und Pragmatismus: fromm, frei und etwas frech.

4. Er heißt Franziskus. Der Name ist Programm – und ein Dorn im Auge der Traditionalisten, die gerne Wasser predigen und Wein trinken.

5. Er mag theologisch konservativ sein, ein Bewahrer also. Das ist gut für die Kirche. Eins nach dem andern! Aber pastoral wird er für Neuerungen offen sein. Das ist noch besser für die Kirche.

6. Er lebt bescheiden und hält nicht viel von Pomp und Prunk. Da sollten sich manche anderen von den so genannten Kirchenfürsten mal eine Scheibe abschneiden.

7. Er ist 76 Jahre alt. Also kann er ein paar Jahre regieren und dann, wenn ihm die Ideen ausgegangen sind, beruhigt in Rente gehen.

TERMINE

Vorankündigung

Einkehrtage 2014

4. - 6. Januar

Vorbereitet und durchgeführt von

Mathilde Laubrock und **Heinz-Bernd Terbille**

Landvolkshochschule Freckenhorst

Ausführliche Einladung folgt!

Predigt des Papstes auf Lampedusa

»Flüchtlinge, im Meer umgekommen, in den Booten, die anstatt ein Weg der Hoffnung zu sein, ein Weg des Todes wurden.« So lauten etliche Schlagzeilen in den Zeitungen! Als ich vor einigen Wochen die Nachricht bekommen habe, die sich leider noch einige Male wiederholt hat, wurde das Denken daran mir zu einem Stachel im Herzen, der Leiden bringt. Und ich wusste, dass ich hierher kommen muss, um zu beten, um ein Zeichen der Nähe zu setzen, aber auch um unsere Gewissen zu wecken, so dass sich das, was passiert ist, nicht wiederholt. Nie wieder!

Zuerst möchte ich euch aber ein Wort echter Dankbarkeit und der Ermutigung aussprechen, euch Bewohnern von Lampedusa und Linosa, den Vereinen, den Freiwilligen und den Sicherheitskräften, die ihr den Menschen auf dem Weg in einer bessere Welt immer beigestanden habt und beisteht. Ihr selber seid nur wenige, aber ihr gebt ein Beispiel der Solidarität! Danke! Ich danke auch dem Erzbischof Francesco Montenegro für seine Hilfe und für seine Arbeit sowie für seine seelsorgerliche Tätigkeit. Ich grüße ganz herzlich den Bürgermeister von Lampedusa, Frau Giusy Nicolini. [...] Ich denke auch an die lieben muslimischen Flüchtlinge, die gerade heute Abend das Fasten des Ramadan beginnen und wünsche ihnen reiche geistliche Frucht. Die Kirche ist euch nahe in eurer Suche nach einem würdevollen Leben für euch und eure Familien. [...]

Heute Morgen möchte ich einige Worte im Licht des Wortes Gottes, das wir gehört haben, an euch richten, damit die Gewissen aller geweckt, zur Reflexion angeregt und zur konkreten Änderungen von Verhalten angehalten werden.

»Adam, wo bist du?« Das ist die erste Frage, die Gott an den Menschen nach dem Sündenfall richtet: »Wo bist du?«. Adam ist ein orientierungsloser Mensch, der seinen Platz in der Schöpfung verloren hat, weil er glaubte, mächtig werden zu können, alles bestimmen zu können, Gott werden zu können. Die Harmonie war zerrissen, der Mensch hat geirrt, und das hat sich dann auch in den Beziehungen mit dem Nächsten wiederholt, der nicht mehr der geliebte Bruder ist, sondern jemand, der mein Leben stört, mein Wohlergehen. Und Gott stellt die zweite Frage: »Kain, wo ist dein Bruder?« Mit dem Traum vom Mächtig-Sein, vom Groß-Sein wie Gott, sogar wie Gott selbst zu sein, beginnt eine Kette von Fehlern, die eine Kette des Todes ist. Sie führt dazu, dass das Blut des Bruders vergossen wird!

Diese zwei Fragen Gottes klingen auch heute nach, mit ihrer ganzen Kraft! Viele von uns, und ich schließe mich selbst da ein, sind desorientiert, wir sind nicht aufmerksam der Welt gegenüber, in der wir leben, wir sorgen uns nicht, wir küm-

mern uns nicht um das, was Gott für alle geschaffen hat, und sind nicht mehr fähig, auf den anderen achtzugeben. Und wenn diese Desorientierung globale Dimensionen annimmt, dann kommt es zu solchen Tragödien, wie der, deren Zeugen wir heute sind.

»Wo ist dein Bruder? Die Stimme des vergossenen Blutes schreit auf zu mir,« sagt Gott. Das ist keine Frage, die er anderen stellt, das ist eine Frage, die an mich gerichtet ist, an dich, an jeden von uns. Diese unsere Brüder und Schwestern wollten aus schwierigen Situationen heraus und ein wenig Ruhe und Frieden finden; sie haben einen besseren Ort für sich und ihre Familien gesucht, aber sie haben den Tod gefunden. Und wie so häufig finden sie kein Verständnis, keine Aufnahme, keine Solidarität! Und auch ihre Stimmen steigen zu Gott auf! Und nochmals zu euch, liebe Einwohner von Lampedusa, danke für die Solidarität! Ich habe vor kurzem einen dieser Brüder gehört. Bevor sie hierher kamen, waren sie in den Händen von Schleppern, jenen, die die Armut anderer ausnutzen; es sind Personen, die die Armut anderer zu ihren Gunsten ausnutzen. [...]

»Wo ist dein Bruder?« Wer ist verantwortlich für das vergossene Blut? In der spanischen Literatur gibt es eine Komödie von Lope de Vega, die von den Bewohnern der Stadt Fuente Ovejuna erzählt, die ihren Statthalter töten, weil er ein Tyrann ist, es aber so machen, dass man nicht wissen kann, wer genau die Exekution durchgeführt hat. Und als der Richter nun fragt, »Wer hat den Statthalter umgebracht?«, antworten sie »Fuente Ovejuna, mein Herr«. Alle und keiner!

Auch heute stellt sich mit aller Stärke diese Frage: Wer ist verantwortlich für das Blut dieser Brüder und Schwestern? Niemand! Wir alle antworten so: Nicht ich, ich habe damit nichts zu tun, das sind andere, aber nicht ich. Aber Gott fragt uns alle: »Wo ist das Blut des Bruders, das bis zu mir schreit?« Heute fühlt sich auf der Welt keiner verantwortlich dafür; wir haben den Sinn für die geschwisterliche Verantwortung verloren; wir sind in das heuchlerische Verhalten des Priesters und Altardieners verfallen, von denen Jesus im Gleichnis vom barmherzigen Samariter spricht: Wir sehen den halbtoten Bruder am Straßenrand und denken vielleicht »der Arme!« und gehen weiter unseres Weges, weil es nicht unsere Aufgabe ist; und wir glauben, dass alles in Ordnung sei. Wir fühlen uns zufrieden, als ob alles in Ordnung sei!

Die Kultur des Wohlergehens, die uns an uns selber denken lässt, macht uns unsensibel für die Schreie der anderen, sie lässt uns in Seifenblasen leben, die zwar schön sind, aber nichtig, die eine Illusion des Unbedeutenden sind, des Provisorischen, die zur Gleichgültigkeit dem Nächsten gegenüber führen und

darüber hinaus zur einer weltweiten Gleichgültigkeit! In dieser globalisierten Welt sind wir in die globalisierte Gleichgültigkeit gefallen! Wir haben uns an das Leiden des Nächsten gewöhnt, es geht uns nichts an, es interessiert uns nicht, es ist nicht unsere Angelegenheit!

Es ist wie bei der Figur des »Ungenannten« des Schriftstellers Manzoni: Die Globalisierung der Gleichgültigkeit hat uns alle »namenlos« gemacht, verantwortlich aber ohne Gesicht und ohne Narben.

»Adam, wo bist du? Wo ist dein Bruder?« Das sind die beiden Fragen, die Gott zu Beginn der Geschichte der Menschheit stellt und die auch an alle Menschen heute gerichtet sind, auch an uns. Aber ich möchte, dass eine dritte Frage gestellt wird: »Wer hat über das alles und über Dinge wie diese geweint?« Über den Tod unserer Brüder und Schwestern? Wer hat über die Menschen geweint, die in den Booten waren? Über die jungen Mütter, die ihre Kinder trugen? Über die Männer, die etwas zum Unterhalt ihrer Familien suchten? Wir leben in einer Gesellschaft, die die Erfahrung des Weinens vergessen hat, des »Mit-Leidens«: Globalisierung der Gleichgültigkeit!

Im Evangelium haben wir den Schrei, das Weinen und das große Klagen gehört: »Rahel weint um ihre Kinder; denn sie sind nicht mehr.« Herodes hat den Tod gesät, um sein eigenes Wohl zu verteidigen, seine eigene Seifenblase. Und es wiederholt sich.

Bitten wir den Herrn, dass er alles wegnimmt, was von Herodes in unseren Herzen geblieben ist; bitten wir den Herrn um die Gnade der Tränen über unsere Gleichgültigkeit, über die Grausamkeit in der Welt, in uns und in denen, die anonymisiert sozial-ökonomische Entscheidungen treffen, die den Dramen wie diesem Tür und Tor öffnen. »Wer hat geweint? Wer hat in der heutigen Welt geweint?«

Herr, in diesem Gottesdienst, der ein Bußgottesdienst ist, bitten wir um erzeihung für die Gleichgültigkeit den vielen Brüdern und Schwestern gegenüber, wir bitten um Verzeihung für die, die es sich bequem gemacht haben, die sich im eigenen Wohl eingeschlossen haben und ihr Herz betäubt haben, wir bitten dich, Vater, um Verzeihung für diejenigen, die mit ihren Entscheidungen auf höchster Ebene Situationen wie dieses Drama hier geschaffen haben. Herr, verzeih uns!

Herr, auch heute noch hören wir deine Frage: »Adam, wo bist du, wo ist dein Bruder?«

http://de.radiovaticana.va/news/2013/07/08/papstpredigt_auf_lampedusa

Zum Tod von Bernd Honsel, Pfarrer in St. Ludwig, Ibbenbbüren

Josef Bendfeld

Pfarrer Bernhard Honsel ist am 16. Juli 2013, im Alter von 87 Jahren – kurz vor seinem Goldenen Priesterjubiläum – in Ibbenbüren gestorben. Bernhard erzählte, dass er eigentlich Politiker werden wollte, sich aber dann doch für den Priesterberuf entschied. Fast 50 Jahre hat er Verantwortung in unserem Bistum und darüber hinaus wahrgenommen.

Bernhard war Gründungsmitglied des Freckenhorster Kreises und hat seine Arbeit über viele Jahre mitgeprägt. Ein wichtiger Antrieb für seine Arbeit in der Gemeinde und auch im Bistum waren die Beschlüsse des Vaticanum II. Die »Mündigkeit der Laien«, das »gemeinsame Priestertum aller Gläubigen« war ein Thema, das Bernhard Honsel immer wieder betonte und in der pastoralen Praxis ermöglichen wollte. Dies gelang ihm auch, weil er bereit war, über den Tellerrand zu schauen und mit andern zusammenzuarbeiten. Vielleicht waren es schon seine Zeiten als Bezirksvikar am Niederrhein und als Nationalkaplan der CAJ, die Bernhard einen weiteren Blick ermöglichten. Bereichernd war der Austausch über die Erfahrungen in der holländischen Kirche und mit vielen deutschen Gemeinden. Er nahm mit Gruppen aus St. Ludwig Ibbenbüren Einladungen anderer Städte zu Gemeindeforen und Katholikentagen an und lud andere Gemeinden nach Ibbenbüren ein. Besonders in Erinnerung ist das Gemeindeforum der Ibbenbürener Pfarreien 1987. Für mich steckt in diesem Austausch die Ermutigung, vom eigenen Glauben zu erzählen und voneinander zu lernen – entsprechend der Aufforderung aus dem 1. Petrusbrief: »Gebt Rechenschaft über die Hoffnung, die euch trägt!« Unter diesem Gesichtspunkt ist

wohl auf Anregung von Prof. Exeler das Buch »Der rote Punkt« entstanden, das Bernhard Honsel mit vielen Gemeindemitgliedern zusammen geschrieben hat.

Bernhards Anliegen, das gemeinsame Priestertum, die Verantwortung jedes Einzelnen zu stärken, dafür entdeckte er in der Arbeit mit der themenzentrierten interaktionellen Methode eine wichtige Hilfe. Bernhard hat schnell die Nähe dieses von Ruth Cohn begründeten Systems zu seiner Methode zur befreienden christlichen Botschaft erkannt und die Chancen für die Pastoral. In Gruppen unserer Gemeinde, in Aus- und Fortbildungsgruppen der Diözese und in der Supervisionsausbildung des Bistums versuchte er, mit Hilfe der TZI neue Wege zu gehen.

Bernhard sorgte für ein Klima, in dem vertrauensvolle Beziehungen wachsen konnten. Verbindend war das gemeinsame Thema, die befreiende christliche Botschaft und die Frage, wie wir dieses Thema in unserer Zeit formulieren können, damit viele Menschen ihren Zugang dazu finden. In einem Freundeskreis habe ich bis in die letzten Monate und Wochen erlebt, wie Bernhard versuchte, seinen Zugang zum – wie er oft in Gebeten formulierte – »großen, unbegreiflichen und doch so nahen Gott« zu finden.

Im September letzten Jahres hat sich der Ständige Arbeitskreis des FK in St. Ludwig Ibbenbüren getroffen und unter anderem Bernhard Honsel verabschiedet.

Ich bin dankbar für 40 Jahre Zusammenarbeit und Freundschaft mit Bernhard Honsel. Viel habe ich von ihm gelernt. Zum Schluss noch eine letzte Erfahrung mit Bernhard: Ich erinnere mich an eine gemeinsame Klausurwoche in Bad Zwischenahn, für die Bernhard das Wort von Hesse gewählt hatte: »Wohlan mein Herz, nimm Abschied und gesunde.« Bernhards Leben lief nicht immer glatt und erfolgreich. Er hat Krisen durchlebt. In Gebeten und Liedern konnte er Kraft schöpfen, Lieder wie »Bei Gott bin ich geborgen« und »Steh auf und lebe, lebe steh auf.« An seinem Sterbebett haben wir gesungen. Bernhard konnte kaum sprechen. Das einzige, was ich verstanden habe, war: »Das mag ich sehr!« Bernhard meinte das Lied:

»Wenn Gott uns heimholt aus der Verbannung, das wird ein Traum sein!«

Obamas Drohnenkrieg ist völkerrechtswidrig

Wolfgang Neskovic

Ende Mai hielt Barack Obama eine Rede zum Drohnenkrieg. Danach sollen »gezielte Tötungen« mit Drohnen nur noch in engen Grenzen möglich sein. Der von Obama weiterhin befürwortete Drohnenkrieg widerspricht dem Völkerrecht, urteilt der ehemalige Bundesrichter Wolfgang Neskovic

Zunächst müsste eine Festnahme der Zielpersonen geprüft werden, so Obama während seiner Rede. Außerhalb von Kriegsgebieten sollen Drohneneinsätze die Ausnahme bleiben. Zivile Opfer seien zu vermeiden. Innerhalb der USA dürfe es nicht zu einem Drohneneinsatz kommen. Gleichzeitig erklärte der Präsident, auch fortan US-Bürger im Ausland gezielt zu töten, wenn ihre Festnahme nicht möglich sei. Der von Obama nach wie vor befürwortete Drohnenkrieg findet jedoch weiterhin keine Grundlage im Völkerrecht.

Auch bei asymmetrischen militärischen Konflikten unterscheidet das humanitäre Völkerrecht abschließend zwischen »Kombattanten« und »Zivilisten«. Kombattanten sind die Angehörigen der Streitkräfte einer am Konflikt beteiligten Partei. Sie dürfen allein aufgrund ihrer organisatorischen Zugehörigkeit – auch abseits von Kampfhandlungen – getötet werden. Für dieses Risiko erhalten Kombattanten den Schutz des Völkerrechtes. Sie sind im Falle der Ergreifung als Kriegsgefangene zu behandeln, dürfen insbesondere nicht gefoltert werden und stehen außerhalb strafrechtlicher Verfolgung. Weil die USA Terroristen foltern wollen, versagen sie ihnen demnach den Status der Kombattanten und müssten sie folglich als Zivilisten ansehen.

Doch auch der Zivilist steht unter dem Schutz des Völkerrechtes. Getötet werden darf er nur, wenn er unmittelbar an feindlichen Kampfhandlungen teilnimmt. Außerhalb von Kampfhandlungen sind feindliche Zivilisten gegebenenfalls festzunehmen und der Strafverfolgung zuzuführen. Weil die USA Terroristen auch außerhalb von Kampfhandlungen mit Drohnen töten wollen, versagen sie ihnen den Status feindlicher Zivilisten.

Folglich konstruierten amerikanische Juristen eine Theorie, die sowohl die Folterung als auch die jederzeit mögliche Tötung von vermeintlichen oder echten Terroristen ermöglichen soll. Nach dieser Theorie existiere zwischen Zivilist und Kombattant ein dritter Status, der des »ungesetzlichen Kombattanten«. Weil dieser sich selbst »unlawful« verhalte, sich also außerhalb des Rechts stelle, genieße er auch nicht dessen Schutz. Die Argumentation ist geistig winzig und politisch unerträglich. Denn selbstverständlich ist es eine Grundidee des Rechtes, dass es auch demjenigen gegenüber zur Anwendung kommt, der es bricht. Auch die Verbindlichkeit des Völkerrechts ist selbstverständlich nicht von seiner gegenseitigen Einhaltung abhängig. Es verpflichtet jede Konfliktpartei unabhängig von der anderen. Nur so lässt sich der in Kriegen üblichen gegenseitigen

Verrohung wirkungsvoll entgegenwirken – ein Hauptziel des humanitären Völkerrechtes.

Das Verhältnis der USA zum Völkerrecht und zu ihrer eigenen Verfassung *[Hervorhebung Red.]*

Die juristische Annahme, den Gegner nicht nur jederzeit töten, sondern auch bei dessen Ergreifung foltern und verurteilen zu dürfen, ist eine kriegsgetriebene Verrohung.

Die von Obama nun angekündigte Mäßigung der Verrohung ist keine. Obama hat nicht die Rücknahme des Rechtsbruches angekündigt. Er kündigte an, den Rechtsbruch erträglicher zu machen, ihn neuen Regeln zu unterwerfen. **Nichts ist bedrohlicher für die zivilisatorische Errungenschaft des Rechts als seine geregelte Unterwanderung. Denn erst diese Vorgehensweise gibt dem Rechtsbruch die Maske der Rechtmäßigkeit und lässt ihn im Wege der Gewöhnung tatsächlich zu Gewohnheitsrecht erstarken.** *[Hervorhebung Red.]*

Ein Teil der Rede des Präsidenten blieb hierzulande fast unkommentiert. Das war die Ankündigung, auch fortan amerikanische Staatsbürger im Ausland gezielt zu töten. Die Erosion der Rechtsstaatlichkeit hat nun ihr Mutterland erreicht und sie zersetzt die amerikanische Verfassung an entscheidender Stelle. Im 5. Zusatzartikel der Verfassung heißt es dazu: »Niemand darf (...) des Lebens, der Freiheit oder des Eigentums ohne vorheriges ordentliches Gerichtsverfahren nach Recht und Gesetz beraubt werden.« Für diesen Grundsatz, für seine Verwirklichung und Verteidigung haben Amerikaner einst mit dem Leben bezahlt. Nun verlieren Amerikaner ihr Leben, weil der Grundsatz von ihrer Regierung missachtet wird.

Das Verhältnis der Vereinigten Staaten zum Völkerrecht und zu ihrer eigenen Verfassung trägt suizidale Züge. Es waren die USA, die vor den meisten anderen Ländern die Verfassung zum Maßstab der staatlichen Macht erhoben. Es waren die USA, die nach dem Zweiten Weltkrieg ganz maßgeblich für eine weitere Verrechtlichung der Völkerrechtsbeziehungen eintraten. Die Gründung der UNO, die Verrechtlichung der Kriegsgründe, der Nürnberger Prozess und die Erhebung der Menschenrechtsfrage in den Rang der Außenpolitik waren ganz vornehmlich nordamerikanische Exportartikel. Die USA waren zwar niemals vorbildlich in der Einhaltung ihrer eigenen Prinzipien. So brachen sie auch dasselbe Recht, zu dessen Verteidiger und Verbreiter sie sich erklärten (Vietnam, Chile, Nicaragua, Grenada). Doch in den Jahren des Kalten Krieges blieb der Bruch des Rechtes immerhin das gebrochene Recht. Nun droht das Zeitalter des geregelten Rechtsbruches.

Es gibt nur ein Mittel der Abhilfe. Völkerrecht entsteht auch durch Übung und Anerkennung. Wer die Praxis der USA zurückdrängen will, muss ihren Grundnahmen öffentlich entgegentreten. Nicht der Rechtsbruch bedarf der Regelung, sondern das Recht ver-

langt nach dessen Verteidigung durch Widerspruch.

Wolfgang Nescovic, Jahrgang 1948, ist der einzige fraktionslose Abgeordnete im Deutschen Bundestag. Er war bis 2005 Richter am Bundesgerichtshof.

»Gerechter Krieg heute?«

Kirchliche Antworten auf eine schwierige Frage

Ein Beitrag von Hans Werners †

1) Das Konzil spricht sich in der Pastoralkonstitution in Art. 79 in dieser Frage so aus: »Solange die Gefahr von Krieg besteht, solange es noch keine zuständige internationale Autorität gibt ... kann man, wenn alle Möglichkeiten einer friedlichen Regelung ausgeschöpft sind, einer Regierung das Recht auf sittlich erlaubte Verteidigung nicht absprechen«. Damit wird grundsätzlich die Möglichkeit »gerechten Krieges« aufrechterhalten. Aber, das drücken alle kirchlichen Aussagen seit Pius XII., also seit dem 2. Weltkrieg, entschieden aus: Er steht unter klaren Bedingungen, und sie sind folgendermaßen formuliert:

a) Der Krieg muß *ultima ratio* sein. »Alle Mittel einer friedlichen Lösung müssen bis zum äußersten ausgeschöpft sein.

b) Es muß die vernünftige Aussicht bestehen, daß das Ziel des Krieges, nämlich die Wiederherstellung von Gerechtigkeit und Friedensordnung, gelingt, und es darf am Schluß nicht Schlimmeres dabei herauskommen, wie das aber bei den meisten Kriegen geschah.

c) Es darf sich nur um einen vitalen Verteidigungskrieg handeln, wo grundsätzlich die Freiheit und das Leben eines Volkes auf dem Spiel steht. Als solchen äußersten Fall sehe ich den Aufstand der Juden im Ghetto von Warschau 1944 an.

d) Die entscheidende Forderung besteht besonders darin, daß der Krieg mit entsprechenden Mitteln geführt wird. Hier gilt das Güterabwägungsprinzip. **Pius XII.** konnte schon sagen: »Wenn die Schäden, die ein Verteidigungskrieg nach sich zieht, deutlich größer sind als die geduldete Ungerechtigkeit, ist es besser, Ungerechtigkeit auf sich zu nehmen«. In der von **Papst Paul VI.** legitimierten Kommission **Justitia et Pax** von 1978 heißt es: »Wenn der verursachte Schaden in keinem Verhältnis steht zu den Werten, die man zu wahren sucht, ist es besser, Unrecht zu leiden, anstatt sich zu verteidigen«. **Das Konzil** sagt dazu in der Pastoralkonstitution, Art. 80, daß auch in einem Verteidigungskrieg niemals Massenvernichtungsmittel verwandt werden dürfen. Dazu werden nicht nur chemische, biologische und atomare Kampfmittel gezählt, sondern auch flächendeckende Luftangriffe. So kann man sagen: Der Angriff der deutschen Luftwaffe auf Rotterdam und später auf Coventry und ebenfalls die flächendeckenden Bombenangriffe der Alliierten auf unsere Städte fallen unter dieses Verdikt. So das Konzil: »Deshalb macht sich diese heilige Synode die Verurteilung des totalen Krieges, wie sie schon von den letzten Päpsten ausgesprochen wurde, zu eigen: Jede Kriegshandlung, die auf die Vernichtung ganzer Städte oder weiter Gebiete und ihrer Bevölkerung unterschiedslos abstellt, ist ein Verbrechen gegen Gott und gegen den Menschen, das fest und entschieden zu verwerfen ist«.

e) Es gilt das sogenannte Diskriminationsprinzip, das heißt die unterscheidende Abgrenzbarkeit militärischer Ziele von der Zivilbevölkerung. Bei den Massenvernichtungsmitteln, wie wir sie in den Bombenangriffen im Zweiten Weltkrieg erlebt haben, ist diese Unterscheidung nicht mehr möglich, und damit fällt ein solcher Krieg unter das Verbot des Konzils.

Aus: **Glaubenszeugnis im Kontext bewegter Zeiten**

Beiträge von Hans Werners

Altenberge 1994, S. 448;S.449

Herr, ich bin nicht würdig?

Angemessenere Einladungsworte zur Eucharistie

Raimund Heidrich

1. Ich würde mich freuen, wenn das »Herr, ich bin nicht würdig« nicht mehr als Einladungswort zur Eucharistie verwendet wird. Das »Herr, ich bin nicht würdig« ist nämlich ein Stück weit eher ein (Selbst-) Ausladungswort und widerspricht der Praxis Jesu, der mit »Sündern und Zöllnern« gegessen hat. Es gibt angemessenere Einladungsworte, die der Intention Jesu tatsächlich entsprechen.

2. Was sagen wir da eigentlich? Wenn der Priester uns in Jesu Namen zum Heiligen Mahl einlädt und wir traditionell mit »Herr, ich bin nicht würdig« antworten, was sagen wir da eigentlich?

Wir schlagen die Einladung Jesu wegen unserer prinzipiellen »Unwürdigkeit« aus. Hat sich Jesus vertan, als er uns eingeladen hat? Hätte er uns wegen unserer »Unwürdigkeit« erst gar nicht einladen sollen?

Wir bitten dann Jesus, um das Dilemma zu lösen, »nur *ein* Wort« zu sprechen, damit unsere »Seele gesund« wird. Wir erwarten also ein heilendes Wort Jesu, um gesund zu werden. Soll uns dieses Wort Jesu wirklich ganz »gesund« machen? Wozu dann noch der Empfang der Eucharistie? Oder soll das zu erwartende Wort uns »Unwürdigen« den Zugang zur Eucharistie erst ermöglichen? Allerdings: Dieses eine Wort, das uns gesund macht, wird uns dann gar nicht zugesprochen! Stattdessen folgt das Verteilen des Heiligen Brotes und Weines. Offensichtlich ist das »Herr, ich bin nicht würdig« gar nicht so gemeint, sondern dient vor allem zur Erzeugung einer demütigen Stimmung beim Gläubigen vor Empfang der Eucharistie.

Was wir sagen und was wir tun, klafft also offenkundig auseinander. Wie ist das möglich?

3. Das »Herr, ich bin nicht würdig« stammt gar nicht aus einem eucharistischen Zusammenhang, sondern gehört zur Erzählung vom heidnischen Hauptmann, der um Heilung für seinen Knecht bittet. Der Hauptmann als aufmerksamer Heide möchte Jesus, der ja Jude ist, ersparen, sein kultisch »unreines« – weil heidnisches – Haus betreten zu müssen. Deshalb sagt der heidnische Hauptmann zu Jesus: »Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort und mein Knecht ist gesund!« *(Lk 7,6f ; Mt 8,8)*! Im Gleichnis geht es also um kulti-

sche Reinheit und »Würde«. Das hat aber mit der Mahlgemeinschaft Jesu gar nichts zu tun!

4. Und doch ist das »Herr, ich bin nicht würdig« bei nicht wenigen Christen beliebt. Viele von uns sind noch geprägt von kultischen und moralischen Skrupeln. Drei bzw. eine Stunde Nüchternheit waren kultische Voraussetzung zum Empfang der Kommunion, und sehr empfohlen wurde die möglichst unmittelbar zuvor erfolgte Beichte als moralische Voraussetzung. Nur der kultisch und moralisch Reine sollte sich eingeladen fühlen: Eucharistie als Belohnung für ein tugendhaftes Leben. Und doch konnte sich niemand sicher sein, eine »Unreinheit« übersehen – oder verschwiegen – zu haben. Ein ohnmächtiges Gefühl konnte sich einstellen, eigentlich nie so ganz »würdig« zu sein. Dann kam das »Herr, ich bin nicht würdig« gerade recht. Statt Freude zu empfinden, von Jesus zu seinem Mahl eingeladen zu sein, überwog nicht selten die Angst, »unwürdig« – und sei es unbewusst – zum Tisch des Herrn zu gehen. Das »Herr, ich bin nicht würdig« drückt diese Skrupel aus, verstärkt sie, wirkt aber zugleich auch entlastend, weil ja Jesus um »ein Wort« gebeten wird, damit »meine Seele gesund« wird.

Der biblische Text hat historisch jahrhundertelang der Demütigung der Laien gedient. Während der Priester bei der Eucharistie vom tatsächlichen Empfang nie ausgeschlossen war, wurden die Laien bei erhobener Hostie sehr oft sogar mit einer bloßen »Augenkommunion« abgespeist und damit von der tatsächlichen Kommunion ferngehalten. Wir sollten diese Praxis nicht in der Form der Selbstdemütigung fortführen, um ein dumpfes allgemeines Schuldgefühl zu befriedigen. Jesus lädt ein und spricht frei!

5. Exkurs: Die »unwürdige« Feier der Eucharistie in Korinth *(1 Kor 11)*

Bei der Warnung von Paulus, nicht »unwürdig von dem Brot zu essen und aus dem Kelch zu trinken« *(1 Kor 11, 27)*, handelt es sich nicht um die Einforderung einer allgemeinen kultischen oder moralischen Würde, sondern konkret um das Aufdecken des Fehlverhaltens der Reichen in Korinth. Bevor die Armen zum Mahl kommen konnten, hatten sie schon mit dem Essen und Trinken begonnen und waren zum Teil betrunken *(1 Kor 11,17-22)*.Gefordert ist also vor allem ein geordneter, solidarischer Beginn des Mahls *(1 Kor 11, 33f)*.

6. Wie wir im Neuen Testament lesen, sind alle von Jesus eingeladen, gerade »Sünder und Zöllner« *(Mk 2, 15-18)*. Voraussetzung ist nur, die Einla-

dung Jesu anzunehmen, wie es freudig Zachäus tut *(Lk 19,5f)*, sonst nichts! Daraus kann Umkehr und Vergebung erwachsen *(Lk 19,8-10)*.

7. Die Eucharistie ist wesentlich Mahlgemeinschaft: **Wir** empfangen gemeinsam das geteilte Brot. **Wir** trinken aus dem einen Becher. Das individuell geprägte »Herr ich bin nicht würdig« kann gerade diesen Gemeinschaftsbezug nicht ausdrücken und ist deshalb als Einladungswort nicht gut geeignet *(vgl. Thaddäus A. Schnitker: Die sonntägliche Eucharistiefeier. Bonn Ø2013. Seite 36)*.

8. Wir sollten keine Angst haben, mit der Streichung von »Herr, ich bin nicht würdig« eine angeblich alte Tradition abzuschaffen, es handelt sich nämlich gar nicht um eine frühchristliche Tradition. Erst im 10. oder 8. Jahrhundert hat dieser Spruch Eingang in die kirchliche Liturgie gefunden. Der Spruch widerspricht – seinem ursprünglichen Kontext im Neuen Testament entrissen – in seiner eucharistischen Zweckentfremdung und sachfremden Umdeutung – statt kultischer jetzt moralische Reinheit – den offen einladenden Worten Jesu, der gesagt hat: »Nehmt und esst! Nehmt und trinkt!« sowie »Kommt alle zu mir, die ihr Last und Mühe tragt!«

9. Wäre es nicht angemessen, statt die Einladung Jesu zum Mahl verbal auszuschlagen – »Herr, ich bin nicht würdig« – und scheinbar auf eine andere Lösung – das gesundmachende »Wort« – zu setzen, Jesu Einladung freudig und dankbar anzunehmen und ihr zu folgen, wie es Zachäus getan hat *(Lk 19,5f)*? Wir sollten den verbalen Selbstausschluss, der Schuldgefühle erzeugt und letztlich gar nicht ernst gemeint ist, sein lassen und stattdessen vertrauensvoll Jesu Einladung einfach annehmen. Dann aber müssen wir angemessenere Einladungsworte zur Eucharistie in der Liturgie finden!

10. Ich wünsche mir einen breiten Diskussionsprozess, einen guten Austausch von Argumenten, damit wir letztlich gemeinsam zu einer besseren Praxis kommen, die der Intention Jesu gerecht wird.

Im Erzbistum Freiburg sollen nach einem seelsorglich und theologisch fundierten Gespräch Wiederverheiratete zu den Sakramenten eingeladen werden. Außerdem ist ihnen nicht mehr grundsätzlich der Zugang zu kirchlichen Ämtern verwehrt. – eine Entwicklung, für die der **AK-»Wiederverheiratete Geschiedene«** *des Freckenhorster Kreises mit einer Erklärung (1990) und mit grundsätzlichen Texten und Hilfen in zwei Heften für Segensgottesdienste bei einer zweiten Heirat eingetreten ist*

Wiederverheiratete Geschiedene

Erklärung des Freckenhorster Kreises im Jahre 1990

Thesen

Wir stellen fest:

Auf Grund der vielen Faktoren, die hier nicht im einzelnen darzulegen sind, nimmt die Zahl der Scheidungen und damit auch der Wiederverheiratung Geschiedener rapide zu. Eine Umkehr dieser Entwicklung ist nicht in Sicht.

In den Gemeinden stehen Geschiedene und wiederverheiratete Geschiedene vielfach am Rand. Sie haben nicht die Erwartung, von der Kirche angenommen und verstanden zu werden. »Es gibt Berührungsängste und Vorurteile, mangelndes Verständnis und Schuldzuweisungen, die eine große Distanz auf beiden Seiten bewirken«. *(Synode von Hildesheim 1990, 1.1.)*. In kirchlichen Verlautbarungen wird den wiederverheirateten Geschiedenen die Wählbarkeit in kirchliche Gremien abgesprochen.

Durch den Ausschluß von den Sakramenten werden die Betroffenen in der Regel gemeinsam mit ihren Kindern der Kirche entfremdet. Wie können sie auch ihren Kindern Zugang zur Gemeinde und zu den Sakramenten erschließen helfen, wenn sie selbst draußen bleiben müssen? Besonders für die, die eine(n) Geschiedene(n) geheiratet haben, ist dieser Ausschluß unverständlich und ärgerniserregend.

Die amtskirchlichen Aufrufe, sich besonders um diese Menschen zu kümmern, machen diese oft zu Objekten der Seelsorge und erscheinen widersprüchlich. Die Einladung, an der Meßfeier teilzunehmen, aber nicht zu kommunizieren, reißt die lebendige Eucharistiefeier auseinander und verurteilt die Betroffenen zum andauernden Status eines öffentlichen Sünders.

Die kirchlichen Ehenichtigkeitsprozesse können nur in wenigen Fällen

helfen, wie schon die Würzburger Synode feststellte *(Beschluß »Ehe und Familie« 3.5.1.5.-1975)*. Zudem sind die Prozesse nicht selten verletzend und entwürdigend. Die Auflage für Wiederverheiratete, sie könnten nur zu den Sakramenten wieder zugelassen werden, wenn sie wie Bruder und Schwester zusammenleben, ist nicht lebbar, sondern menschenunwürdig.

Die Wiederverheiratung Geschiedener, die im kirchlichen Dienst stehen, zieht in der Regel die Kündigung durch den kirchlichen Arbeitgeber nach sich, weil darin ein Verstoß gegen die christliche Lebensweise gesehen wird. Dadurch werden nicht wenige kirchliche Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen zur Unehrlichkeit gezwungen. Sie können ihre neue Beziehung nicht offen leben, weil ihnen sonst die Existenzgrundlage entzogen wird.

Die arbeitsrechtlichen Konsequenzen bei der Wiederverheiratung Geschiedener werden von nicht wenigen kirchlichen Arbeitgebern bei Anstellung und Kündigung zunehmend härter durchgesetzt. Dies gilt auch oft für die in Scheidung Lebenden und Alleinerziehenden, also vielfach in einer Situation, in der diese auf einen Arbeitsplatz angewiesen sind, um auch finanziell überleben zu können. Diese Praxis schadet der Glaubwürdigkeit der Kirche und findet wachsendes Unverständnis in der kirchlichen und nichtkirchlichen Öffentlichkeit.

Wir stellen aber auch fest:

Wiederverheiratete Geschiedene sehen sich auf Grund ihres Glaubens an die Frohe Botschaft Jesu und an die Barmherzigkeit Gottes weiter eingeladen zu den Sakramenten, vor allem zur Eucharistie. Oft geschieht dies nach einem klärenden Gespräch mit einem Priester. In immer mehr Gemeinden wird offen über diese Frage gesprochen. Wiederverheiratete Geschiedene werden zum Empfang der Eucharistie eingeladen wie alle anderen Christinnen und Christen *(vgl. Synode von Hildesheim 4.2.)*

Kirchliche Arbeitgeber – vor allem im caritativen Bereich – sehen von einer Kündigung ab, weil sie zum Teil die menschliche Reife und die berufliche Qualifikation höher bewerten als die kirchenrechtliche Situation der Ehe, zum Teil auch, weil sie der schwierigen Personalsituation Rechnung tragen müssen. Das hebt allerdings die rechtliche Unsicherheit und die emotionale Betroffenheit und Angst in dieser Situation für die Betroffenen nicht auf.

Es erscheint zufällig, mit welchem Priester oder mit welchem kirchlichen

Arbeitgeber die Betroffenen zu tun haben. Doch von diesem Zufall hängen nicht selten kirchliche Integration und berufliche Existenz ab.

Wir halten fest:

Gegen die Willkür von Männern in der Scheidungspraxis hat Jesus die Unauflöslichkeit der Ehe nach dem Willen Gottes als Einladung und Verheißung klar ausgesprochen. Die gesetzhafte Fixierung der Unauflösliohkeit, wie sie im gegenwärtigen Kirchenrecht vorliegt, folgt aber nicht notwendig aus den Worten Jesu, wie die Exegese *(vgl. die theologisch-pastoralen Überlegungen II.)* und die Praxis anderer christlicher Kirchen zeigen *(vgl. besonders die Ostkirchen)*.

Jesus hat gerade die Gescheiterten nicht verstoßen, sondern sie so angenommen, wie sie sind, und ihnen neue Lebensmöglichkeiten eröffnet. Dies muß auch die Praxis der Kirche im Blick auf die wiederverheirateten Geschiedenen bestimmen.

Das Arbeitsrecht hat wie jedes Recht vor allem die Aufgabe, den Schwächeren zu schützen. Gerade die Kirche hat von ihrem Auftrag her allen Grund, ihre Sakramentenpraxis und auch ihr Arbeitsrecht danach auszurichten, sonst entsteht ein tiefer Widerspruch zwischen ihrer Botschaft als Glaubensgemeinschaft und ihrer Stellung als Arbeitgeberin.

Dies gilt beispielsweise für den caritativen Bereich, bei dem es auch um die Sorge für Gescheiterte geht. Wie soll der Dienst an den Gescheiterten glaubwürdig sein, wenn man selbst diejenigen Mitarbeiter vor die Tür setzt, deren erste Ehe gescheitert ist und die eine neue Ehe eingehen. Der Umgang mit Menschen in den eigenen Reihen muß der fachlichen Arbeit für die Menschen entsprechen. Gerade hier sollten die kirchlichen Einrichtungen vorbildlich sein.

Die »Kirchlichkeit« und die Beziehungen in einer Ehe sind bei jedem Menschen ein Prozeß, der Höhen und Tiefen kennt, Distanzierung und neue Identifikation. Die Geschichte Glaubender kennt Versagen und Schuld, aber auch Reue und Vergebung. Deswegen ist die »Kirchlichkeit« nicht einfach abfragbar oder auf den kirchenrechtlichen Status der Ehe reduzierbar.

Die Annullierung einer Ehe löst die Fragen nicht. Denn eine Ehe kann auch nach ihrem Scheitern nicht aus der Geschichte der Betroffenen gestrichen werden. Irrtum, Versagen und Schuld können nicht ungeschehen gemacht werden. Es kommt vielmehr darauf an, wie ein Mensch da-

mit umgeht. Ein ehrliches Aufarbeiten des Scheiterns macht etliche vielleicht erst zu einer wirklichen Ehe fähig.

Viele wiederverheiratete Geschiedene versuchen ihre zweite Ehe im Sinne Jesu zu leben, in Liebe und gegenseitiger Achtung, in Verantwortung für Partner und Partnerin und die gemeinsamen Kinder, in guten und schweren Tagen in endgültiger Treue.

Die Teilnahme an der Kommunion ist nicht Belohnung für ein gutes, gelingendes Leben, sondern Kraft für den Weg. Eingeladen sind alle, die auf Grund ihres Glaubens die Einladung Jesu annehmen wollen, seine barmherzige Zuwendung und Nähe, die er selber in der Mitfeier des Mahles den Seinen schenken wollte. Wenn die Kirche die wiederverheirateten Geschiedenen vom Mahle ausschließt, dann muß sie damit rechnen, daß Jesus an ihr vorübergeht wie damals an den Frommen, als er sich bei Zachäus einlud.

Wir fordern daher:

In der Kirche ist öffentlich über diese Fragen zu diskutieren, in allen kirchlichen Gremien, bei den kirchlichen Arbeitgebern und in den Mitarbeitervertretungen. Aus einer Stellungnahme in diesen Fragen dürfen keine personellen, arbeitsrechtlichen oder andere disziplinierende Konsequenzen gezogen werden.

Bei den arbeitsrechtlichen Fragen und Entscheidungen ist die gesamte menschliche Situation der Betroffenen sowie die berufliche Qualifikation und das Arbeitsfeld zu berücksichtigen, nicht nur die kirchenrechtliche Beurteilung der Ehe. Kündigungsrecht ist nicht Kündigungspflicht. Eine Scheidung beziehungsweise die Wiederheirat Geschiedener ist auch kein hinreichender Grund, jemand nicht an einem Bewerbungsverfahren teilnehmen zu lassen.

Die wiederverheirateten Geschiedenen sind wie alle anderen Christinnen und Christen zum Empfang der Kommunion einzuladen, das heißt, unter der Voraussetzung von Reue und Trauerarbeit, insoweit sie schuldig geworden sind. Die Auflösung der neuen Verbindung mit den daraus entstandenen Pflichten darf nicht zur Voraussetzung der Wiederzulassung zu den Sakramenten gemacht werden *(vgl. Synode Hildesheim 4.1.)*

Wir möchten die Betroffenen ermutigen, sich in Gruppen zusammenzuschließen, um sich gegenseitig zu stützen, ihre Situation und Anliegen in die Öffentlichkeit zu bringen und damit auf weitere Entwicklungen in der

Kirche positiven Einfluß zu nehmen.

Der Freckenhorster Kreis *Der Solidaritätskreis kritischer Christen*

Von der Notwendigkeit einer Theologie des Scheiterns und des Neuanfangs

Angelika Wilmes

In den Dogmen der offiziellen römischen Kirche gibt es das nicht – eine Theologie des Scheiterns. Menschen, die Lebenssituationen nicht meistern, wurden bislang an moralischen Prinzipien gemessen und mit Strafen und Sanktionen belegt. Damit die Norm aufrechterhalten werden kann, werden Menschen ausgegrenzt, die auf Gemeinschaft besonders angewiesen sind. Bei Jesus sieht das anders aus. So heißt es im zweiten Kapitel des Markusevangeliums:

»Später war Jesus bei Levi zu Gast. Viele Zolleinnehmer und andere, die einen ebenso schlechten Ruf hatten, nahmen mit Jesus und seinen Jüngern an der Mahlzeit teil. Sie alle hatten sich Jesus angeschlossen. Ein paar Gesetzeslehrer von der Partei der Pharisäer sahen, wie Jesus mit diesen Leuten zusammen aß. Sie fragten seine Jünger: »Wie kann er sich mit Zolleinnehmern und ähnlichem Gesindel an einen Tisch setzen?« Jesus hörte es, und er antwortete ihnen: »Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken.« (Mk 2, 15-17)

- Jesus hat ein unvoreingenommenes Verhältnis zu »Versagern«, er umgibt sich mit ihnen.

- Jesus grenzt niemanden aus und hat keine Berührungsängste.

- Jesus legt niemanden auf sein Verhalten fest; im Gegenteil – er traut jedem zu, dass er sich ändern kann.*(Mk 2, 13 u. 14; Berufung des Zöllners Levi)*

- Jesus erwartet keine Vorleistungen, »kommt« den Menschen nicht »moralisch«. *(Lk 19, Zachäus*)

- Jesus erwartet vom Menschen nichts als Vertrauen. Ohne das »*kann* er keine Wunder tun«. *(Mk 6,5)*, Ohne Vertrauen ist auch keine Vergebung möglich. *(Mk 2,5 u.11, Heilung eines Gelähmten)*

- Jesus verurteilt nicht, sondern schenkt auch selbst Vertrauen und mobilisiert gerade dadurch den Willen zum Neuanfang. *(Jo 8, Jesus und die Ehebrecherin)*

Der Umgang Jesu mit Schuld und Scheitern

In Gesellschaft und Kirche wird oft sehr selbstverständlich Scheitern mit Schuld gleichgesetzt. Wer das tut, klammert wesentliche Bedingungen menschlichen Handelns und menschlicher Freiheit aus. Leben auf der Erde entwickelt sich in Schritten von Versuch und Irrtum. Auch wir Menschen sind nicht völlig davon ausgenommen. Die menschliche Freiheit wird durch viele Faktoren eingeschränkt, die der Einzelne nicht immer in der Hand hat. So wird zum Beispiel das Leben in einer Beziehung inneren und äußeren Belastungsproben ausgesetzt, die nicht immer voraussehbar sind. Wer wollte von Schuld sprechen, wenn zum Beispiel Krankheiten, Probleme der Kinder, unerträgliche Charakterzüge des Partners oder Arbeitslosigkeit nicht ausgehalten werden?

Die Perspektive Jesu auf Schuld und Versagen deckt sich nicht mit der gängigen damaligen – und heutigen – Einstellung in der Gesellschaft. Die fatale Gleichung »Scheitern ist Schuld« ist ihm fremd. Im Vordergrund steht für ihn nicht ein verletztes Prinzip, das nur durch Strafe und Sühne wiederhergestellt werden kann. Er nimmt Anteil an dem Menschen, der – aus welchen Gründen auch immer – nicht in der Lage war, das Richtige zu tun.

Der Blick aufs Prinzip ist kalt und wenig menschlich. In der Zuwendung zum Schuldigen zeigen sich Liebe und Verständnis. Das ermöglicht dem Schuldigen eine Offenheit, die ihn nach einem Neuanfang suchen lässt. Gängelung, Drohung, Erwartung von Vorleistungen, die beim Adressaten allenfalls ein »Jetzt gerade!« provozieren, kommen erst gar nicht ins Spiel *(Zachäus)*.

Nicht ein verletztes Prinzxp hat Jesus im Kopf, sein Blick ist auf Men-

schen gerichtet, die einen Weg gehen, oft zögernd vor Kreuzungen, nicht wissend wie es weitergeht, allein gestützt auf eine riskante Freiheit. Immer wieder wählen sie die falsche Richtung, verlaufen sich, landen in Sackgassen. Jesus lässt sie dort nicht sitzen. Er sagt: »Kehr einfach um! Fang noch einmal an! Du hast noch eine Chance.« Er zwingt nicht, achtet die Freiheit, ermutigt, bietet sich selbst als Wegweiser an *(»Ich bin der Weg!« Jo 14, 6)*, verspricht Begleitung *(»Ich bleibe bei euch!« Mt 28, 20)*.

Woher nimmt Jesus diese Sicht? Er nimmt sie aus seiner Vertrautheit mit Gott, den er als liebenden Vater erfahren hat, nicht als »strengen Richter«, nicht als Buchhalter unserer Sünden. Ein Vater – ebenso wie eine Mutter – lässt sein Kind nicht fallen, achtet seine Freiheit – oft voll Schmerz – und wartet. Kehrt das Kind zurück, gibt es keine Vorwürfe, keine Abrechnung, keine Maßregeln, sondern nur bedingungslose Freude. Hinter diesem Vater- und Gottesbild Jesu bleiben menschliche Väter (und Mütter) leider nur zu oft zurück.

Dieser Vater, der die menschliche Freiheit achtet und den Gescheiterten und Schuldiggewordenen nicht straft und von sich stößt, sondern ihn zum Neuanfang ermutigt, dieser Vater ist die frohe Botschaft Jesu, die er den Menschen verkündigte – durch seine Predigt vom Reich Gottes, mehr aber noch durch die Art, wie er lebte. Sein Gott ist ein solidarischer Gott, der sich nicht in die Unnahbarkeit des erhabenen Machthabers zurückzieht, der vielmehr Partei ergreift – Partei für die Armen, für die, die in Sackgassen geraten sind und sich verrannt haben, die am Ende sind mit ihrem Latein.

Scheitern ist – als Kehrseite der Freiheit – zutiefst menschlich. Der Vater Jesu – unser Vater – verdammt nicht, sondern freut sich über jede Umkehr, jeden Neuanfang. Im Evangelium vom barmherzigen Vater ist das unübertroffen zum Ausdruck gebracht.

Christlich leben heißt solidarisch leben wie Jesus!

Mt 25, 31 - 36

»Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben!«

»Ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben!«

»Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen!«

»Ich war nackt, und ihr habt mir Kleider gegeben!«

»Ich war krank, und ihr habt mich gesundgepflegt!«

»Ich war im Gefängnis, und ihr habt mich besucht!«

Jesus identifiziert sich mit den Ärmsten.
So wie wir **sie** behandeln, behandeln wir **ihn**.
Denn **Ihr** Schmerz ist **sein** Schmerz,
Ihre Verlassenheit ist seine Verlassenheit.

Freckenhorster Kreis

FK-Büro:

Freckenhorster Kreis
c/o: Ludger Funke
Friedhofsallee 100 A
47198 Duisburg
Tel.: 02066/33260
Fax: 02066/415801
E-Mail: fk-buero@gmx.de
Internet: www.freckenhorster-kreis.de

Redaktion:

Angelika Wilmes,
Albachtener Str. 101e
48163 Münster
Telefon: 02536/1408
E-Mail: wilmes-fk@t-online.de

Unsere Konten:

Darlehnskasse Münster (DKM)
BLZ: 400 602 65

Verantwortlich: Ludwig Wilmes (Adresse: s. Redaktion)

Brasilienkonto: 3799701
Amparo Infantil: 3799702
Demetrius 3799705
Beitragskonto: 3799700
Mitglieder (M) 35 Euro,
Interessenten (I) 7,50 Euro
: